

# Soisches?



**20 + 9 neue kurzgeschichten, die das leben schrieb.**

## Liebe Leserin, Lieber Leser

Immer, wenn ich befürchte, dass der Stoff für neue Satiren ausgehen wird, da belehrt mich das Leben eines Besseren. Und deshalb darf Ihnen die Migros Aare – bei der ich die Freude zu arbeiten habe – bereits zum neunten Mal in ebenso vielen Jahren eine neue Ferienlektüre schenken. Unter dem Titel «Soisches», mit weiteren 29 Geschichten, die das Leben schrieb.

Neun Stories stammen nicht aus meiner Feder. Es sind Erlebnisse von Rosemarie Meili, Matthias Mast, Martin Baud (phonetisch durchaus mit Bo verwechselbar), Hans Häusler, Ursula Reinhard, Doris Kaderli, Peter Aeberhard und Beat Sigel. Ihre Realsatiren, ab Seite 46, sind gleichzeitig auch der Beweis dafür, dass wir alle dann und wann Sonderbares erleben, in diesem unserem Lande (frei nach Altbundeskanzler H.K.).

Das Ungewöhnliche an dieser Lektüre: Sie erscheint erstmals nicht auf die Sommer-, sondern auf die Herbstferien hin. Der Grund: In der zweiten Hälfte 1999 habe ich eine kreative Pause eingelegt, deshalb die mehrmonatige Verzögerung. Was ist für 2001 vorgesehen, anlässlich der zu erwartenden zehnten Ausgabe? Möglicherweise gibt es ein «Best of Bo's», aus den bisher über 300 veröffentlichten Geschichten. On verra.

Für den Moment habe ich zu danken. Erstens meiner Arbeitgeberin, die einen Hofnarren wie mich ungestraft gewähren lässt –, vor allem aber Ihnen, liebe Leserinnen und Leser. Es ist in der Tat unglaublich, wieviele Reaktionen ich erhalte, obwohl ich die meisten unter Ihnen gar nicht kenne. Die Geschichte von Doris Kaderli auf Seite 56 steht stellvertretend für hunderte, wenn nicht gar für tausende von Reaktionen, die ich mittlerweile bekommen habe, mit Feriengrüssen aus der ganzen Welt. Und die (schriftliche) Begegnung mit Margrit Hugi möchte ich Ihnen ebenfalls nicht vorenthalten, auf den Seiten 62 und 63. Was für ein Aufsteller!

Danke! Und: Viel Vergnügen!

Herzlichen,  
Bo

# «Soisches»<sup>©</sup>

---

## 20+9 neue Realsatiren als Ferienlektüre

«Soisches» ist allen Zeitgenossen gewidmet, die besser im Austeilen, denn im Einstecken sind.

Texte: Thomas Bornhauser (Wohlen/BE) sowie neun Gast-Autorinnen und -Autoren.

Karikaturen: Beat Sigel, Büren zum Hof.

Diese Ferienlektüre ist eine Koproduktion der Migros Aare für ihre Genossenschafterinnen und Genossenschafter – in Zusammenarbeit mit der Aemme-Zytig, der Grauholz-Post, der Aare-Zytig, der Bümpliz-Woche sowie dem Brückenbauer, wo die Realsatiren in (un)regelmässigen Abständen veröffentlicht werden.

Special thanks an Ruth Flückiger von der Druckerei Brodmann für das Fahnden nach flüchtigen Fehlern.

Copyright© bei den Autoren.

Auflage: 15'000 Exemplare.

Gedruckt auf 100% Recyclingpapier bei der Druckerei Brodmann, Burgdorf.

# Die Berner Justiz als eine Art Spielcasino ...

“ Diese erste Kurzgeschichte ist ein Paradebeispiel dafür, wie ein kleiner Zwischenfall – an sich kaum der Rede wert – zur deftigen Real- satire ausarten kann. Alles, was es dazu braucht, ist die gütige Mithilfe amtlicher Stellen. ”

Damit wir uns gleich richtig verstehen: Ja, ich habe meinen Wagen falsch par- kiert. Ja, ich habe zu Recht eine Busse erhalten. Ja, ich akzeptiere sie auch. Tatort: Stadion Neufeld in Bern. Weil sämtliche Parkplätze entlang der Brem- gartenstrasse besetzt sind, stelle ich meinen Wagen – wie andere auch – auf einen Rasenstreifen vor einer Beton- wand unmittelbar neben dem Stadion- eingang. Sauber und glatt sind alle unsere Autos nach Ende des Junioren- spiels mit kleinen Zetteln bestückt, aus- gestellt von einem Beamten des lokalen Polizeipostens, Letzterer im von argen Finanzproblemen gebeutelten Parkhaus Neufeld untergebracht (aber das ist eine andere Story ...). Nun denn. Auf dem Zettel steht, dass sich der Strafange- zeigte – das wäre dann ich – «innert 24 Stunden» auf dem Posten melden soll. Persönlich oder telefonisch. Ich ziehe Variante 2 vor.

Weil Sonntag, werden die Anrufe umge- leitet, in die Zentrale der Stapo Bern. Dort nimmt der diensttuende Beamte ab, Herr Rufener. Ich erzähle ihm den Grund des Anrufes. «Wer hat den Zettel unterschrieben?», will er wissen. Schon komme ich ins Rotieren: «Ich kann die Unterschrift nicht lesen. Die zweite

Hälfte heisst ‘...mann’, aber die ersten paar Buchstaben sind nicht entzifferbar.» Herr Rufener – ein wirklich Feiner, ein echter Freund und Helfer, und das ist nicht ironisch gemeint! – versucht mir zu helfen: «Vor dem Namen stehen vier Zahlen. Können Sie mir diese sagen?» Nein, kann ich leider auch nicht, auch diese sind kaum lesbar. Herr Rufener schlägt deshalb vor, dass ich am Montag nochmals anrufe. Mache ich doch glatt.

Am Montag dann die gleiche Übung nochmals – mit einem anderen (aber ebenfalls sehr freundlichen) Polizisten, dessen Name mir zwischenzeitlich ent- fallen ist. «Wer hat unterschrieben?» – «Sorry, ich habe gestern bereits Herrn Rufener gesagt, dass ich es nicht lesen kann. Öppis mit ‘...mann’ am Schluss. Aeschlimann? Grubenmann? Boden- mann? Ich weiss es wirklich nicht. Und die vier Zahlen kann ich auch nicht ent- ziffern.» Auch dieser Polizist gibt sich Mühe, die Hieroglyphen per Fernbe- handlung zu entziffern. Nach ungefähr drei, vier Minuten haben wir den Kolle- gen auf sicher: Zimmermann! (Familien- name vom Autor abgeändert.) Weil Zim- mermann jedoch nicht erreichbar ist, erklärt mir mein Telefonpartner direkt, worum’s hier geht: Keine normale Busse im ordentlichen Bussenverfahren, son- dern Strafanzeige, Richter, Busse, Straf- register undsoweiterundsofort. Ich erhalte automatisch Bescheid, vom Untersuchungsrichter.

Eine Woche später (!) ruft Zimmermann an. «Sie wollten mich sprechen?» – «Ja, sicher, aber das war vor einer Woche.» – «Ich habe noch anderes zu tun!» (Schau,



schau, wer hätte das gedacht?) «Herr Zimmermann, ich weiss Bescheid, wegen der Busse, das hat sich erledigt. Aber wenn ich Sie schon am Telefon habe: Unterschreiben Sie doch bitte das nächste Mal leserlich, wenn Sie Bussenzettel austeilen.» – «Weshalb denn das?» – «Weil ich Ihre Unterschrift nicht lesen konnte.» – «Eine Unterschrift ist nicht dazu da, dass man sie lesen kann!» (sic!) – «Herr Zimmermann, da sind Ihre Kollegen aber

anderer Ansicht. Das Erste, das ich beide Male gefragt wurde, war, wer denn unterschrieben hätte?» Zimmermann sagt mir deutsch und deutlich, dass er sich mit mir nicht weiter unterhalten mag («Ich habe das nicht nötig»), und beendet das Gespräch. Geits no? Doch nicht so.

Als ehemaliger Pressesprecher kennt man zufälligerweise seinesgleichen – also rufe ich Beat Gross bei der Stapo an. Er bekommt meine Zimmermann-Story beschrieben: «Weisst du, Beat, mir geht es überhaupt nicht um die Busse, die habe ich zu Recht eingefangen, die Art und Weise von Zimmermann jedoch, mit der habe ich meine liebe Mühe. Aber nach diesem Gespräch mit dir ist der Fall für mich erledigt.» Für Beat Gross offenbar nicht. Bereits am nächsten Morgen erhalte ich einen Anruf. Am anderen Ende ein Hochanständiger: «Hier ist Zimmermann. Ist es möglich, dass wir beide gestern miteinander gesprochen haben?» Es ist. Zum Schluss ist die grosse Versöhnung angesagt.

Knapp vier Wochen später kommt der eingeschriebene Bescheid des Richteramts 2 Bern-Mittelland. Darin steht, dass ich (Sie erinnern sich, nicht wahr? Es geht «lediglich» um ein falschparkiertes Auto) gemäss Art. 87, 262ff und 385 f StrV, Art. 48,49 und 63 StGB sowie Art. 43/2, 90/1, 105/1, 106/2/3, 13 Kant. G über Strassenverkehr; 3, 8V über Verwendung von Motorfahrzeugen vom Angezeigten zum Verurteilten mutiere, allerdings «ohne Eintrag ins Strafregister». Schwein gehabt. Die 100 Franken Busse und 60 Stutz Gebühr kann ich allerdings noch immer nicht bezahlen, ich muss «warten, bis die Rechnung zugestellt wird». Dafür erhalte ich bereits Hinweise über spätere Zahlungsmodalitäten wie Ratenzahlungen. Merke: Weshalb einfach, zeit- und geldsparend, wenn es durchaus auch kompliziert geht, offenbar im Sinne der Arbeitsbeschaffung?

Die vorläufige Schwanzfeder der Story: Reto, der neben mir 1:1 falsch parkiert

hat, kriegt für das gleiche Vergehen zwei Wochen später (!) eine Busse über 60 Franken, mit 40 Franken Schreibgebühr. Und Liselotte, des gleichen Vergehens schuldig, kassiert 140 Franken Busse und 70 Franken Schreibgebühren. Heute so, morgen so. Je nach Tagesform des Richters. Zustände wie beim Glücksspiel. Um es einmal anständig zu sagen.

Glauben Sie es oder auch nicht: Vor wenigen Tagen habe ich irrtümlicherweise ein zweites Strafmandat (jedoch noch immer keinen Einzahlungsschein) erhalten, exakt wegen des gleichen Tatbestandes, dieses Mal allerdings vom Richteramt 5. Jetzt kostet die Busse bloss noch 80 Franken, die Schreibgebühren 50 Franken.

Süsch nö Frage?

# «Herr Andres, die Küche lässt fragen, ob Sie nicht ...»

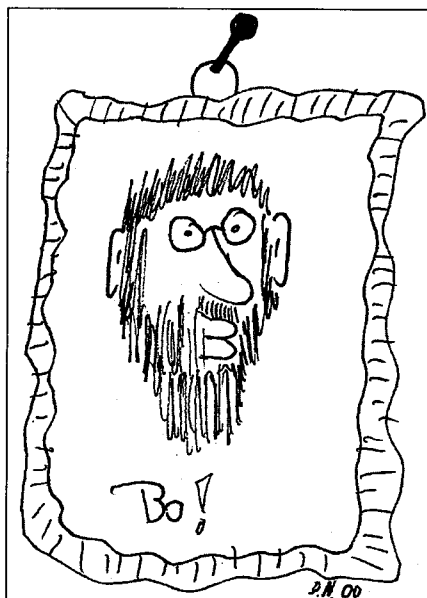
«Fragen Sie mich bitte nicht, wie ich zu diesem Job gekommen bin – ich weiss es wirklich nicht mehr. Sicher ist einzig, dass ich Arthur Andres, dem Lehrer unserer Tochter Claudia (13), im Verlauf des vergangenen Jahres einmal fahrlässigerweise versprochen habe, als Begleiter ins Skilager seiner Sechstklässler nach Rosswald zu kommen. Als Ski-lehrer, Hilfskoch und Entertainer in Personalunion. Samt Massenlager und Armee-Schlafsack. Wie auch immer: Ende Januar 2000 war es soweit. Es gab kein Entrinnen mehr.»

Bereits die Vorbereitungen für das Lager sind ein einziges Spiessrutenlaufen. Claudia sagt mir deutsch und deutlich, was sie von ihrem Produzenten während der gemeinsamen Wallis-Woche erwartet – vor allem aber, was sicher nicht. Meine GT-Pirellis passen ihr nicht («Du könntest ruhig abnehmen, schliesslich will ich mich vor meinen Freundinnen nicht blamieren...»), worauf ich mich zwei Wochen lang – durchaus erfolgreich – durch den Diätplan des Max-Planck-Instituts für Ernährung quäle. «Und mehr als zwei Flaschen Wein darfst du auch nicht mitnehmen, schliesslich gibt es zum Znacht Tee.» Und am Daumen soll ich nicht «chnüble», mir dafür ein anständiges Pyjama kaufen. Süsch no grad öppis?

Weil Mama Tage zuvor am Miniskus operiert wurde und noch nicht gut auf den Beinen ist, besorgt Claudia am Montag das Zmorge: «Ich habe dir einen Sofortkaffee gemacht, damit wir Mama durch den Lärm der Kaffeemaschine nicht

wecken.» Wie rücksichtsvoll. Nur: Wir haben doch, Irrtum vorbehalten, überhaupt kein Instantpulver im Haus. «Und womit hast du den Kaffee gemacht?» – «Mit Kaffeepulver und mit heissem Wasser, dänk.» Was damit gemeint ist, merke ich beim ersten Schluck: Claudia-Darling hat einen Löffel gemahlenen Kaffee mit lauwarmem Wasser angereichert. Igitt.

Um 07:15 Uhr versammeln wir uns im Dunkeln hinter der Gemeindeverwaltung. 15 Boarder und nur gerade vier Skifahrer. Martin Hauert, ein weiterer Begleiter, fährt mit dem Toyota-Transporter samt Boards, Skis, Taschen, Food, Ruck- und Schlafsäcken voraus. Das heisst ... er fährt zwar vor uns ab, kehrt

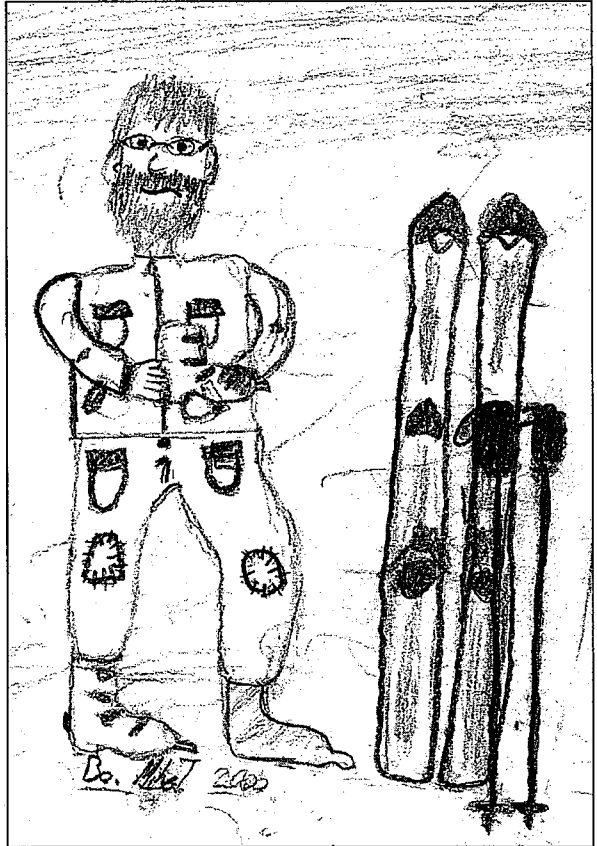


aber nach einigen Minuten retour, weil er sich nicht sicher ist, ob er seine Skischuhe auch wirklich eingepackt hat. Im HB Bern stösst Sonja Kleinlogel zu uns, ebenfalls eine Begleiterin und, wie Martin Hauert, eine reine Sportskanone (die demnächst für einen gewissen Bogner aus München in einem Actionstreifen namens «Magic Mountain» in Aspen mitmachen wird). Je länger ich über meine sportliche Situation nachdenke, desto klarer wird mir, dass ich wohl Arthur Andres in der Küche assistieren werde. Dies nicht zuletzt auch deshalb, weil vor zwei Wochen meine mittlerweile 26-jährigen Skistöcke endgültig ihren Geist aufgegeben haben und ich keinen Blassen habe, ob und wie ich mit den neuen Stecken überhaupt zurechtkommen werde.

Bei unserem fahrplanmässigen Halt in Thun klopft plötzlich öpport an die Scheibe. Es ist Nationalrat Paul Günter, Mitglied der Verwaltung meiner Arbeitgeberin, der auf einen Zug Richtung federales Palais wartet. Er wundert sich sehr, dass Bo locker im Zug und nicht konzentriert im Büro hockt. Immerhin sind wir uns rasch einig, dass die Migros diesen Ausfall verkraften wird.

Ehrlich gesagt, die Kinder, pardon, die Jugendlichen, sind eine feine Klasse, wenn auch teilweise in der Art einer

widerspenstigen Zähmung. Dementsprechend kommen dann und wann glatte Sprüche daher, so zum Beispiel, als wir Leiter – inzwischen zu fünft, da auch Boarder Rémy zu uns gestossen ist (mit dem Hause Martin VSOP leider weder verwandt noch verschwägert) – nach dem Zmittag noch beim Kaffee zusammensitzen und plötzlich Jonathan seinen Kopf hinter der Türe hervorstreckt: «Herr Andres, die Küche lässt fragen, ob Sie



keine Lust haben, beim Abwasch zu helfen ...?» Apropos Zusammensitzen. Das tun wir auch spätabends husch im Restaurant Klenenhorn. Auf den 100 Metern in die Beiz lässt sich übrigens ausgezeichnete Sternkunde veranstal-



ten: Grosser Wagen, Orion, Andromeda-Nebel, Milchstrasse, Lea undsoweiter-undsofort. Tinu Hauert und ich holen der Kollegin und den Kollegen derweil den kleinen Cardinal vom Himmel. Und als wir gegen Mitternacht ins Lager zurückkehren (wo die lieben Kleinen erstaunlicherweise allesamt bereits schlafen), da stürzen wir uns in die Küche zu einem «Midnight Special» hinter Käse und Brot und Wurst und Schoggi und Pudding, als hätten wir seit den frühen Morgenstunden nichts mehr gegessen ...

Stichwort Kulinarisches: Chef Andres verwöhnt seine vier Co-Leiter beim letzten gemeinsamen Mittagessen mit Steaks an einer fantastischen Morchelsauce, Reis, Salat und Dessert – samt einer feinen Flasche aus Salgesch. Das, liebe Lehrerinnen und Lehrer, müsste eigentlich die Messlatte für alle Schülerlager sein.

Stimmt. Was wäre eine Bo-Kurzgeschichte ohne Berichterstattung über ein Missgeschick des AuTors? Keine Angst – die Lachnummer folgt umgehend. Geht so: Schon beim Anziehen merke ich einmal, dass mich im rechten Skischuh ein Rumpf in der Einlagesohle stört. Aus Zeitgründen beschliesse ich, die Sache direkt auf der Piste in Ordnung zu bringen. Nach schätzungsweise einer halben Stunde gibt sich Gelegenheit dazu; auf einer Neuschneepiste. Ich ziehe den Schuh aus, stehe derweil – genial ausbalanciert – auf dem linken Ski, glätte die Einlagesohle *comme il faut* und komme nicht mehr in den verd... Schuh. E schöne Seich. Und just in diesem Moment brausen Laurent, Roberto, Stefan H. Jonathan und Daniel heran und bremsen (absichtlich!) vor mir ab. Schnee hier, Schnee da, Schnee überall. Himmuheilanddonnerschtärnesiech-nonemau! Mit einem leichten Lächeln auf den Lippen lassen sie den Hilflosen

zurück. Rasselbandel! Nach wie vor schaffe ich es nicht, in den Schuh zu steigen, also ziehe ich den Socken aus, verliere das Gleichgewicht und liege wie ein Walross barfuss im Neuschnee. Ich könnte heulen. Einzige Möglichkeit: Im Stil eines Telemark-Fahrers (mit dem blutten Fuss den rechten Ski samt Schuh nachziehend ...) überquere ich die Piste, sehr zum Gaudi des zahlreichen Publikums ...

Summa summarum: Es war eine tolle, eine für mich einmalige und unvergessliche Woche, bei traumhaft schönem Wetter und ebensolchen Schneeverhältnissen. Das Einzige, was ich zu Hause vergessen habe, so stellt sich im Verlauf der Woche heraus, das sind meine Ohrenpropfen. Wenn Sie diese Feststellung nicht nachvollziehen können, dann empfehle ich Ihnen wahlweise ein Zmorge, ein Zmittag oder ein Znacht inmitten von 18 Zwölfjährigen. Wohl bekomm's.

Und: Für einmal stammt die Karikatur nicht von Beat Sigel, sondern aus dem Filzstift von Daniel Neeser und dem Blofi von Michi Tschopp. Gute Beobachter, finden Sie nicht auch?

# Sie brauchen nicht zufälligerweise 10'000 Einräppler?

“ Möglicherweise wissen Sie es (noch nicht): Die Schweizer Silvesterfeier des Jahres 1999 findet übernächsten Freitag im «Park im Grünen» auf dem Berner Gurten statt, in Form eines echten Openairs. Warm anziehen! Mit von der Partie: Sina, FlügZüg, Polo Hofer und die SchmetterBand, die Cellar Rats. Und einige Ditscheis. Der absolute Höhepunkt dieser Party – für die Bevölkerung, wenn zu Fuss auf den Gurten unterwegs, gratis! – bildet um 22:30 Uhr die Verbrennung der gigantischen Holzplastik «Silvester» durch Bernhard Luginbühl. Dieses Happening wird sogar weltweit (!) am TV übertragen. Ich habe das unverschämte Glück, seit über einem Jahr bei der Organisation des Anlasses mithelfen zu dürfen. Und da erlebt man so das eine oder andere an Überraschungen, in Sachen Sächeli. Made in Switzerland. ☺☺

Blitzidee am Rande des winterlichen Openairs: Wir könnten doch von Bernhard Luginbühl «Silvester»-Pins kreieren lassen und diese verkaufen. Gesagt, getan. Für Fr. 9.99 ebenfalls inklusive: Die Retourfahrt mit der nigelnagelneuen Gurtenbahn und ein Silvestertrunk auf dem Berner Traumberg. Und als Retourgeld erhalten die Leute für ihre Zehnernote einen Einräppler, den sie gleich als Glücksbringer für 2000 behalten können. Nur: Woher 10'000 Einräppler nehmen (soviele Leute erwarten wir auf dem «Güsche»), wenn keine Bank überfallen?

Rosemarie Schneider von unserer Hauptkasse bei der Migros in Schönbühl kann nicht weiterhelfen, schickt mich zur Migrosbank im Shoppyländ. Dort lässt Joseph Arnet via Hauptsitz checken, wie das am einfachsten geht. Und das geht anscheinend am einfachsten direkt via Nationalbank. Wow! Die Nationalbank ist für mich noch die allerallerletzte Bastion helvetischer Heiligtümer (sieht man von der OLMA ab), die alle Stürme der Zeit mehr oder weniger unbeschadet überstanden hat. Mein Zeigefinger zittert deshalb ganz leicht, wie er zum Drücken der Telefontasten abbefohlen wird: 3,1,2,0,2,1,1. «Nationalbank. Guete Tag!», heisst es ennet der Linie. Ich ersticke schier in Ehrfurcht. «Bo, Bo, Bo...rnhauser, von der Migros in Schönbühl. Ich benötige 10'000 ähhh, 10'000 Einräppler, besser gesagt, jemand, der sie mir besorgen kann. Können Sie mir das besorgen?» – «Moment, ich verbinde.»

Wie sich herausstellt, können Bürgerinnen und Bürger dieses Landes den Einräppler zu verschiedenen Preisen erstehen. Wird er als Zahlungsmittel benutzt, dann kostet er einen Rappen. Wird die Münze jedoch zum Gag umfunktioniert, dann blecht man über vier Rappen für die Kupferscheibe. Unsere Aktion ein Gag? Chasch danke! Herr Nationalbank, der mir preislich auf die Sprünge hilft, ist nicht «mit der Herstellung oder Verteilung der Ware beschäftigt» (frei nach Guido «der Fuchs» Baumann). Er verbindet deshalb. Vermutlich mit der Spedition.

Zur Erinnerung: Wir sind mit der Schweizerischen Nationalbank verbunden, nicht mit dem Kiosk an der Wynigenstrasse in

Burgdorf. Nach einigen Sekunden des Wartens meldet sich ein Angestellter des nationalen Geldinstituts. «Jääää... Zehntausend, sagen Sie? Das wären ja Einrappler im Gegenwert von einhundert Franken.» – «Exakt.» – «Jääää, das wären zwei Kartons. Sie sprechen doch von zwei Kartons, nicht wahr?» Weil mir nicht bekannt ist, in welcher Verpackung die Nationalbank unsere Einrappler verpackt, bestätige ich lediglich die Stückzahl der Münzen. «Jääää, ich weiss halt auch nicht, ob wir das griffbereit haben ...» Immerhin zeigt der Mann seinen guten Willen, diesen Umstand abzuklären, und bittet um einige Augenblicke Geduld.



Glücklicherweise (für einen Realsatiriker) wird der Unterbrechungsknopf nicht gedrückt, sodass folgender Dialog in original schriftdeutscher Sprache mitzuhören ist: «Du, Giovanni\*, du nachschauen gehen, ob noch haben zwei Kartons Einrappenstücke. Du verstehen? Zwei Kartons Einrappen.» Giovanni erweist sich als Fündiger, sodass wir uns auf die Geldübergabe am nächsten Tag einigen. Um 15:30 Uhr. Bei der Nationalbank.

Um 15:20 Uhr stehe ich – Roller-Fahrer, der ich das ganze Jahr über bin – vor

dem Eingang zur ehrwürdigen Nationalbank. Der Knopf für Bankräuber wird gedrückt. «Bornhauser von der Migros Aare. Ich sollte zw...» – «Ziehen Sie bitte den Helm aus.» Ich tue wie befohlen und winke in die Kamera. «Juhuuu, dr Borni isch da! Es isch nid dr Bellaaasi ...» – «Wir öffnen jetzt die Türe. Fahren Sie

hinein und warten Sie im Hof, bis Ihnen ein Tor geöffnet wird.» Aha, eine Art

Drive-in also, wie bei McDonald's. Weil ein Folgsamer, tue ich wie befohlen.

Im Hof warte ich 13 Minuten. Dann öffnet sich die rechte Türe. Genau um 15:33 stehe ich vor der Geldausgabe. «Sie haben Glück. Normalerweise schliessen wir nämlich um 15:30 Uhr.»

In diesem Geist und Unsinn wünsche ich Ihnen frohe Festtage und ein glückliches 2000! Wäre schön, Sie an Silvester auf dem Gurten zu sehen! Sie wissen ja, weshalb.

\*Name vom Autor geändert.

# «Dä gseht us wie de Thomas, won är no jünger gsi isch ...»

“ Männer um die 50 neigen dazu, «ihren Körper kennen zu lernen», wie neulich in einer Zeitung zu lesen stand (Irrtum vorbehalten, ging es dabei um Ausdauersportarten). Ich finde diese Formulierung ausgesprochen vornehm, man(n) kann es nämlich durchaus volkstümlicher sagen: Männer um die 50 neigen dazu, sich und der Welt plötzlich etwas beweisen zu müssen. Wie sonst wäre ich auf die Idee gekommen, in nur zwei Tagen das Boarden erlernen zu wollen, obwohl mir diese Sportart nichts bis gar nichts sagt? Eben. ”

Claudia traut ihren Ohren nicht: «Ich gebe mir während der Sportwoche zwei Tage Zeit, um das Boarden zu erlernen, dann sause ich dir um die Ohren.» Unsere 13-jährige Tochter, eine begnadete Boarderin, sagt es deutsch und deutlich: «Spinnsch? Erschtens bisch du vil z'alt fürs Boarden – und zwötens cha mer das gar nid i zwei Tage lerne. Geits no?» So kann man sich irren, liebe Claudia: Wenn Papa sich erst einmal etwas in den Kopf gesetzt hat, dann ist er nicht mehr davon abzubringen. Meine vier Kolleginnen in der Migros Schönbühl können ein Liedchen davon singen ...

«Goofy ou normal?», will der Spezialist im Sportgeschäft «Virage» wissen. Was soll denn das schon wieder? «C'est quoi, ça?» Glaubte man dem Profi, so hat das was mit dem rechten resp. mit dem linken Fuss zu tun. Henusode. Wie auch immer: Nach einer Viertelstunde sind die Bin-

dungen auf meine Bedürfnisse angepasst. «Wie lange möchten Sie Board und Schuhe mieten?» – «Bis morgen Abend, dann habe ich die Sache im Griff und kann mich ab übermorgen hinter die Snowblades machen. Und die letzten zwei Tage verbringe ich dann auf Bigfoots.» Monsieur schmunzelt: «Ich möchte Sie nicht demoralisieren, aber drei Tage müssen Sie schon rechnen, bis Sie einigermaßen auf dem Brett stehen und in beide Richtungen drehen können.» Hat der Mann eine Ahnung.

Patrick (10), ein kleiner Skirennfahrer, der, wie ich, noch nie auf einem Board gestanden ist, solidarisiert sich mit seinem Produzenten und nimmt das alte Board seiner Schwester aus dem Keller und unter den Arm: «ig wotts o probiere!» Eine halbe Stunde später sitzen drei Mitglieder der Familie Bo auf 2'332 m ü.M. im Schnee, bei schönstem Sonnenschein. Mama steht daneben auf ihren Skis: «Ich fahre schon mal ein bisschen mit Claudia. Wir sehen euch bestimmt», meint sie augenzwinkernd zu Pädu und mir. Luschtig. Just als die beiden Damen abfahren wollen, der erste Notfall: «Claudia!!! Chum mer cho zeige, wien ig die blöde Bindige cha zuetue!» Nachdem auch das erledigt ist, geht es zur Sache. Ich stehe auf, belaste vermutlich die falsche Kante und falle der Länge nach auf die Nase. «Papa, was machsch?», will Pädu wissen. Als ob ich das wüsste.

Zweiter Versuch. Dieses Mal kommt das Gerät samt Piloten in Fahrt – dummerweise steht ein Hüttli im Weg. Bevor es zum Totalschaden kommt, lasse ich mich



fallen. Ganz klar: So geht das nicht weiter. Wie ein grosser Frosch gumpete ich deshalb eine kleine Steigung hinauf, um dann das Board in hindernisfreie Zonen manövrieren zu können. Minuten später die (harmlose) Kollision mit einer schätzungsweise Dreijährigen, wobei bis jetzt

noch nicht feststeht, wer mit wem angebändelt hat. Ahhh, ces jeunes filles ...

Meine erste 30-Meter-Non-Stop-Hangfahrt schliesse ich mit einer klassischen

Badewanne der Güteklasse AAA ab, ungefähr drei Meter vor einem Ski fahrenden Paar. Ich kann die beiden nicht erkennen, weil mich die Sonne – trotz Sonnenbrille – blendet. Plötzlich höre ich, noch immer am Boden liegend und mit mir selber beschäftigt, die Frau zu ihrem Partner sagen: «Dä gseht us wie de Thomas, won är no jünger gsi isch ...» Merci beaucoup. Erst jetzt erkenne ich Iris und Peter, die dann und wann auf den Skipisten von Vercorin Ferien machen. Und weil Iris «Gotti» zu meiner Mutter sagt, werden Sie sich leicht vorstellen können, dass meine Eltern vermutlich demnächst den Kopf über ihren Ältesten schütteln werden. Doch der Schmach noch lange nicht genug: Peter war nämlich seinerzeit ein Schulfreund und Studienkollege von Peter Everts, dem heutigen Migros-Konzernchef – und Letzterer wiederum während zehn Jahren mein Boss bei der ehemaligen Migros Bern. Ich sehe seine E-Mail schon vor meinem geistigen Auge: «Wie ich höre, hat man sich also beim Boarden versucht ...»

Zum Glück gibt es im Skigebiet auch einen so genannten «Idioten-Skilift», für Anfänger und solche, die es noch werden wollen. Zwanzig Minuten später treffe ich dort ein, nachdem die ganze Piste «rückwärts» mit simplem Abrutschen gemeistert worden ist (für Statistiker: Pädu, ein echtes Talent, hat inzwischen bereits dreimal den Tellerli-Skilift benutzt, erfolgreich). Ich schnappe mir eine Stange und klemme sie zwischen die Beine. Los gehts! Das blöde Board driftet nach links ab, mein rechtes Bein nach rechts. Nach fünf Metern endet der erste Versuch kläglich. Beim zweiten Mal schaffe ich locker sieben Meter, beim dritten – Monika, Claudia und Patrick mit

ermunternden Zurufen am Pistenrand – deren 25; aber schliesslich ist noch kein Meister vom Himmel gefallen, nicht wahr?

Kurz danach habe ich zwar nicht den Mount Everest, wohl aber den schier unüberwindbaren Idioten-Skilift bezwungen. What a feeling! Glauben Sie aber, dass ich es schaffe, aufzustehen und gerade auf dem Board zu stehen? Keine Chance, eher lässt sich ein Kartoffelsack gerade stellen. Auf der folgenden Rutschpartie rückwärts versuche ich eine Kurve zu fahren, verkante aber im ersten Anlauf und falle mit dem ganzen Gewicht aufs Steissbein. Sonnenbrille und Baseball-Cap liegen acht, neun Meter weiter unten. Der Schmerz ist fürchterlich, bis in die beiden Schultern hinauf. Richtig, liebe Leserinnen, liebe Leser: Das wars. Aus, Amen. Und am Nachmittag, wieder auf den Skis und im Neuschnee fahrend, da frage ich mich, welchen Schaden manche Männer um die 50 wohl haben ...

Der Fachmann im «Virage» wundert sich nicht besonders, als ich am späten Nachmittag das Board zurückgebe, frühzeitig – im Gegenteil, fast scheint es, dass er ein bisschen schmunzelt. Seine Schlussfeststellung ist ein einziger Aufsteller: «Die Prellungen werden Sie erst morgen so richtig spüren ...»

# «Ich habe genau das, wonach Sie suchen ...»

«*Sie wissen es längst (weshalb wiederhole ich mich also?): Ich habe einen der mit Sicherheit interessantesten Jobs in der Schweiz. Überspitzt gesagt: Währenddem meine Kolleginnen und Kollegen in der Migros fast ausnahmslos damit beschäftigt sind, ihre budgetierten Umsatzzahlen zu erreichen und die Unkosten im Griff zu behalten, geben wir in der Abteilung Kommunikation + Kulturelles ausschliesslich Geld aus. Für soziale und kulturelle Zwecke in den Kantonen Aargau, Solothurn und Bern. Millionenbeträge. Wie bitte? Sie meinen, das töne toll? Ich verrate Ihnen was: Ist es auch.*»

Und wenn ich noch ein wirklich nicht ernst gemeintes Bonmot draufsetzen darf: Je weniger wir bei K+K's arbeiten, desto weniger Geld geben wir aus. Und weil wir dann so Ende Jahr unsere Ausgabenbudgets deutlich unterschritten haben, werden wir über den Klee gelobt ... Und nun, liebe Kulturschaffende, keine Panik, bitte: Andrea, Lilian, Larisa, Barbara und ich schauen schon dazu, dass wir Sie, natürlich aus unserer Warte subobjektiv gesehen, im Rahmen unserer Möglichkeiten, optimal unterstützen können. Unterstützung bedeutet in unserer Terminologie aber nicht bloss Bares, son-



dem auch, dass Know-how zur Verfügung gestellt wird, wenn es den Geschuchstellern nützt. Und wenn wir auch nicht alle ungefähr 10'000 Gesuche, die jedes Jahr bei uns eintreffen, im Sinne ihrer Absenderinnen und Absender beantworten können, so glaube ich doch sagen zu dürfen, dass die Kulturlandschaft Schweiz ohne Migros ziemlich öder aussehen würde. Aber genug jetzt des eigenen Schulternklopfens. Heute geht es nämlich um etwas ganz anderes. Na ja, fast ...

Zu 99% kommen die Gesuche sehr anständig geschrieben daher. Und zwar so, dass wir wirklich das Gefühl haben, dass unsere Unterstützung geschätzt wäre (und wird, wenn wir eine Zusage machen können). Aber wie so oft im Leben, wird auch hier nicht von diesen höflichen 99% die Schreibe sein, sondern von den übrigen ungefähr 100, die jedes Jahr bei uns eintreffen, schriftlich oder mündlich. In denen tönt es nämlich jeweils weniger nach Gesuch, denn viel mehr nach Forderung, wenn nicht sogar nach Erpressung (jenes aus Gstaad, auf Seite 36 dieses Büchchli, ist so eines davon). Und immer dann, wenn so ein «Erpressungsschreiben» auf unseren Pulten landet oder nach einem mündlichen «Nötigungsversuch», da machen wir uns ein Gaudi daraus, die Sache einander zu erzählen, so im Stile von: «Koleginnen, alles mal herhören ...».

Von Zeit zu Zeit kommen Absender sogar persönlich vorbei. Geht so: Die Telefonistin ruft an und sagt, ein Herr Sowieso wolle mich persönlich und unbedingt und sofort sprechen, unangemeldet. Beispiel Carlos Münsterli\*. Da wartet also ein schätzungsweise 20-Jähriger, piekfein angezogen, gertenschlank, die

Haare mit Gelatine gebändigt, den Aktenkoffer in der Hand. «Bornhauser, Sie wollen mich sprechen?» Münsterli verchlüpft merklich, wie er mich Landei sieht. «Aha ja, Münsterli. Carlos Münsterli.» Wie sich herausstellt, hat Münsterli etwas ganz Exklusives zu bieten. Was, das will er mir nur unter vier Augen in einem Sitzungszimmer verraten, unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Also gehen wir in ein söttiges Zimmer. Münsterli nimmt Platz, schlägt die Beine übereinander und zündet sich eine Sèche an. Er zieht an der Zigarette und spricht während des Inhalierens, Zeigefinger gegen mich gerichtet: «Ich habe genau das, wonach Sie suchen ...» – «Wunderbar. Und was genau suche ich denn?» Münsterli bläst mir den Rauch direkt ins Gesicht. «Eine Band, die weltweit Erfolg haben wird.» – «Soso», antworte ich beim Husten, «und wie heisst denn diese hoffnungsvolle Band?» Münsterli inhaliert wieder, ich gehe mit dem Stuhl prophylaktisch einen halben Meter retour. «Das kann ich Ihnen jetzt nicht sagen.» Und schon kommt die nächste Rauchschwade daher. «Nun ja, das verstehe ich. Grosses Geheimnis, nicht wahr? Haben Sie wenigstens ein Demotape dabei?» – «Diese Band ist so gut, die braucht kein Demo.» Wie sich herausstellt, möchte Münsterli Kohlen für Studioaufnahmen in Los Angeles, am liebsten sofort. Nun, wir haben uns daraufhin relativ rassig voneinander verabschiedet ...

Ein anderes Mal, da kommt die Einladung zu einer «Informationsveranstaltung für Kultur-Sponsoring» aufs Pult geflattert. Offenbar etwas Grosses, etwas Einmaliges, etwas ganz Exklusives ist da am Ent stehen. Wie ich darauf komme? Nun, glatte neun Personen setzen im Begleitbrief zur Unterschrift an. Wow! Und «in der Beilage» wird die Gästeliste zur besagten Informationsveranstaltung



präsentiert: Schier alles, was zu Bern Rang und Namen hat. Professoren wie Sand am Meer, ebenso «Dr.» und Direktoren, Topshots aus Politik und Wirtschaft. Und dann noch Landei Bo. Weil ich eine wunderbare Realsatire (für Sie) vermutete, melde ich mich an. Dummerweise verlege ich Puffbrueder die exquisiten Unterlagen und finde am Tag der Veranstaltung in meiner Agenda bloss noch das fotokopierte Anmeldeformular. Nur steht da nicht drauf, wann und wo die Sache über die Bühne geht. Immerhin: Eine Telefonnummer deutet an, wer Auskunft geben kann. Ich rufe gegen 10:30 Uhr an. Auf der Gegenseite läutet es. Und läutet. Und läutet. Ich zweifle an meinem telefonischen Wählvermögen. Sekundenbruchteile, bevor ich auflegen will, nimmt jemand ab. «Haaaalooo...» Ich glaube mich mit einem einschlägigen Salon verbunden. «Bornhauser, von der Migros in Schönbühl. Kann ich mit Frau Dubois\* sprechen?» – «He? Frau wie?» – «Mit Frau Dubois. Ich bin doch mit der Nummer 322 09 07\* verbunden, nicht wahr?» Wie sich herausstellt, bin ich – richtigerweise! – in einer WG gelandet, aus der Frau Dubois aber kürzlich ausgezogen ist. Der junge Mann, noch immer leicht verschlafen, gibt mir die neuen Koordinaten von Frau Dubois. Zweiter Versuch. 330 00 35\*. Zwar ist Frau Dubois auch unter dieser Nummer nicht erreichbar, wohl aber einer der neun Unterzeichner der Einladung, Herr Schneider\*. Mit ein paar entschuldigenden Worten frage ich Schneider nach Ort und Zeit der Veranstaltung. «Ehhhh, warten Sie mal, wir haben das gestern kurzfristig geändert ...» Ich staune. «Mit anderen Worten, Herr Schneider, hätte ich nicht angerufen, weil ich meine Unterlagen verlegt habe, ich wäre sauber und glatt heute Abend zur falschen Adresse gefahren? Wollen Sie mir das sagen?» Schneider bestätigt meine Vermutung. Aber nicht

nur das. Wie sich herausstellt, bin ich der Einzige (!) der wenigen Angemeldeten, der sich zwischenzeitlich nicht wieder abgemeldet hat ... Seien Sie mir nicht böse, liebe Leserinnen und Leser, wenn ich plötzlich auch kein Bedürfnis mehr hatte, den Abend solo mit dieser Art von PromoToren zu verbringen ...

\*Namen und Nummern geändert.

# Weshalb ich Hans-Peter zu Tode schlagen musste ...

“ *Hauptdarsteller der heutigen Story ist unser Junior, Patrick. Pädi geht inzwischen nämlich nirgends mehr hin, ohne seine Fischerrute, die er von seinem Götti Beat letzten Sommer zum Geburi geschenkt erhalten hat (Beat seinerseits ist jener Cartoonist, der die Karikaturen zu meinen Realsatiren zeichnet, so auch heute). Immerhin: Vater und Sohn Bornhauser haben sich dahingehend geeinigt, dass die Rute nicht mitkommt, wenn unsere Familie Bekannte besuchen geht, selbst wenn sich in einem Kilometer Distanz ein Feuerwehrweier befinden sollte ...* ”

Die Begeisterung für die zweitlangweiligste Sportart ist das eine, das Fischerei-Gesetz das andere. Diesbezüglich ist alles genauestens geregelt, wie in der Schweiz halt so üblich. Unter zehn Altersjahren kann man kein Patent erwerben – und ab 10 dann darf man bis zum zurückgelegten 16. Altersjahr nur mit jemandem Erwachsenen fischen gehen, der selber einen entsprechenden Fähigkeitsausweis besitzt. Als Ausnahme gilt für Zehnjährige ohne Begleitung das Fischen vom Ufer aus im Bieler-, Thuner- und Brienersee. Allerdings nicht mit Doppelhaken. Und Anfüttern ist ohnehin verboten. Ich hoffe doch sehr, Sie können noch folgen ...

Eigentlich ist Adrian Bolla daran schuld, dass sich bei Bo's seit etwas über einem Jahr (fast) alles nur noch ums Fischen dreht: Während gemeinsamer Ferien am

Meer verabschiedeten sich die Buben letztes Jahr jeweils samt Adis Rute zum Strand – wodurch die Väter ihre Füsse vor dem Bungalow ruhigen Gewissens hochlagern konnten. Salute Mario! Wer hätte ahnen können, dass Neptun sich so an mir rächt? Denn: Kaum hat Pädi Beats Rute geschenkt erhalten, geht es darum, Köder und Spezialhaken zu posten. Das kann man in Bern nur noch bei Herrn Eberhard. Als ich in den Laden an der Monbijoustrasse eintreten will, da hängt ein Schildchen an der Türe: «Bin in zwei Minuten wieder da.» Ich warte draussen, schön artig, wie es sich gehört. Erst nach fünf Minuten, als ein Kunde das Geschäft verlässt, da merke ich, dass Herr Eberhard längst wieder da ist und bloss vergessen hat, das Schildchen wegzunehmen ...

«Womit kann ich Ihnen helfen?», will Herr Eberhard wissen. «Ich weiss es selber nicht ganz genau. Wissen Sie, unser Sohn hat eine Rute geschenkt erhalten und möchte jetzt einmal ...» – «... Maden müssen Sie in diesem Falle haben ...» unterbricht der Fachmann. Die niedlichen Tierchen sind im Kühlschranks aufzubewahren. Da wird sich Mama bestimmt freuen. Machen wir es kurz: In den nächsten Wochen gehen die Maden richtiggehend auf Tauchstation. Einmal zieht Pädi bei Sugiez ein Egli heraus, das sich allerdings als zu kurz erweist (auch das ist genau reglementiert, ein In-die-Länge-Ziehen gilt nicht).

Ein ander Mal, während eines Ausfluges mit Lüthis nach Crans (Pädu, geng wie geng, voll aufmunitioniert), da gehen wir schnurstracks ins Verkehrsbüro, zwecks

käuflichen Erwerbs eines Tagespatents. Macht 20 Stutz. Und zwei Franken zusätzlich für die Fischereitaxe. Währenddem die beiden Ehefrauen anschliessend auf Shoppingtour gehen, setzen sich die vier Kinder – Claudia, Sabrina, Leoandro und Patrick – an den Seerand, derweil Christian und ich – alte Strategen, die wir sind – uns auf einen kleinen Feldherrenhügel begeben; das für solche Anlässe obligate Sixpack zur Hand.

Nach ungefähr einer halben Stunde beobachten wir einen älteren Herren, der sich mit den Kindern unterhält, besser gesagt, Pädi die Fischerute wegnehmen will. Geits no? Ganz sein Vater setzt Pädi sich durch und jagt den Feind davon, schickt ihn zur nächsthöheren Instanz. «Ist das Ihr Sohn?», will ein sichtbar Aufgebrachter en français wissen. «Und wenn, où est le problème?» – «Er darf hier nicht fischen, er hat kein Patent!» – «Und wenn, was geht Sie das denn an?» Ich lege mein Bud zur Seite und stehe auf. Der selbst ernannte Hüter des Fischerei-Gesetzes erzählt Christian und mir, dass er von der Gemeinde aus berechtigt sei, Kontrollen durchzuführen. «Zeigen Sie mir bitte Ihren Ausweis, votre légitimation, s'il vous plaît.» Mit einem hochroten Kopf eilt der Mann zu seinem Wagen, kommt kurze Zeit später zurück und zeigt uns sein Fischereipatent 1999. «Et alors? Ich will Ihre Legitimation sehen, weder Ihren Fahrausweis noch die Cumulus-Karte.» Plötzlich erbarmt sich ein anderer Herr der sich zuspitzenden Situation: «Entschuldigen Sie bitte, aber hier in Crans ist es so, dass jeder Inhaber eines Jahrespatents Kontrollen durchführen kann.» Clever, clever: Die totale Überwachung

ohne Kosten für die Behörden. Ich zeige den Herren Pädis Tagespatent. «Und weshalb hat mir der Kleine gesagt, er habe kein Patent?» – «Hören Sie, Monsieur, die Kinder verstehen kein Französisch. Vermutlich haben sie gemeint, Sie würden sie fragen, ob sie Franz verstehen. Und deshalb hat Ihnen Junior mit 'Non' geantwortet. Und nun lassen Sie uns bitte in Ruhe!»



Zwei Stunden später – unter den Augen unseres Kontroll-Fischers, der noch nichts gefangen hat – der GAU: Pädi zieht plötzlich eine riesige Forelle aus dem See, die erste in seinem Leben. «Papa! Papa! Chumm dä Fisch cho z'todschla!» Christian und ich eilen hinab.

Die vier Kinder hüpfen im Kreis um den Fisch herum, währenddem dieser auf dem Rasen rumzappelt. Sabrina hat eine Blitzidee: «Wir nennen den Fisch Hans-Peter!» Und so ergab es sich halt, dass ich Hampi zu Tode schlagen musste. Und Hans-Peter ausnehmen musste, im wahrsten Sinne des Wortes. Und zu Hause haben wir Hans-Peter dann auch noch in die Pfanne gehauen.

Hoppla, beinahe hätte ich es vergessen: Sie möchten natürlich wissen, welches denn die langweiligste Sportart der Welt ist. Zuschauen, beim Fischen. Apropos: Während unserer Ferien am Meer habe ich mir auch eine Angel gekauft. Pädi und ich haben mehr als 100 grosse Fische rausgezogen (und den meisten wieder ihre Freiheit geschenkt).

# «Welcome back to Switzerland, folks!»

“ Während der Affäre «Raoul» haben die Amerikaner von uns senkrechten Schweizern einiges an Kritik einstecken müssen. Eine durchaus seriöse Schweizer Zeitung liess sich gar zu einem Kommentar unter dem Titel «Die verlorene Freiheit» hinreissen – wohl im Wissen, dass das, was hier regional gedruckt wird, ennet des Ozeans kaum je national gelesen wird. Also spielte es auch keine grosse Rolle, ob die Behauptungen des Journalisten auch in jedem Punkt mit den Tatsachen übereinstimmen. Ich schätze, es wäre vernünftiger und ehrlicher, uns den eigenen Spiegel der Selbstkritik vors Gesicht zu halten, als selbstgerecht mit dem Finger auf andere zu zeigen (der Fall des achtjährigen Mario aus Sent ist ja beschämend genug). Aber eben: Waren wir Schweizer nicht schon immer der Nabel der Welt, getreu dem Motto «Am Schweizer Wesen soll die Welt genesen»? ”

Unsere Familie hatte das unverschämte Glück, die Herbstferien in Florida verbringen zu können. Drei Wochen USA – da bekommt man schon einiges an Freundlichkeit, an Hilfsbereitschaft, an Toleranz und an Grosszügigkeit mit. Noch auf dem Weg vom Flughafen Kloten nach Bern wird man jedoch rassig auf den Boden der Schweizer Wirklichkeit zurückgeholt.

Während der Gepäckaushandlung am Flughafen Zürich-Kloten, da merkt Monika, dass

sie ihre Lesebrille in der Tasche des Vordersitzes hat liegen lassen. Währenddem der Rest der Familie auf die Koffer wartet, eile ich zum «Lost and Found»-Schalter der Swissair zu Frau H. Zusammen mit ihren beiden Arbeitskolleginnen hockt sie da und wartet mit sichtbar wenig Enthusiasmus auf die Dinge, die auf sie zukommen sollen (und in diese Missstimmung kommt auch noch so einer wie ich daher ...). So ist sie auch von Monikas Ungeschicklichkeit wenig begeistert. Immerhin: Via Telefon ist zu erfahren, dass die Reinigungsequipe die Brille bereits gefunden hat und sie abholbereit beim Gate liegt. «Sagen Sie mir bloss, welchen Weg ich nehmen muss, damit Sie sich nicht bemühen müssen», versuche ich Frau H. zu entlasten. Klar, das geht nicht. Da könnte ja schliesslich jeder Terrorist mit dieser Masche daherkommen, bloss um sich Zugang zu einem Flugzeug zu verschaffen, um dieses zu sprengen. Leuchtet ein. Nun denn: Frau H. muss sich selber bemühen, entsprechend offen kommuniziert sie mir auch, wie sehr ihr das stinkt. Ich lasse die Predigt auf mich herniederprasseln, denn schliesslich sind wir, a) im Fehler und, b) auf Frau H.'s Hilfe angewiesen.

Nachdem wir unseren Wagen im Parkhaus abgeholt haben, fahren wir – das Auto randvoll mit Taschen und Koffern beladen – in Richtung Autobahn nach Bern. Noch keinen Kilometer vom Airport entfernt, habe ich bereits, knapp drei Meter hinter mir, den Weihnachtsmann im Rückspiegel, in einem Golf GTI (so fortschrittlich sind Samichlöse heutzutage). Seine eingebauten und zusätzlich

montierten Scheinwerfer leuchten aggressiv auf, weil ich mich des Vergehens schuldig mache, innerhalb einer 80er-Begrenzung mit 90 Stundenkilometern einen Lastwagen zu überholen.

Wir drehen das Radio auf und vernehmen mit einem Lächeln auf den Stockzähnen, dass Peter «Pitsch» Müller als Abfahrtstrainer der Schweizer Damen-Skinationalfrauschaft abgesetzt und durch Marie-Theres Nadig ersetzt worden ist. Nun, abgesehen davon, dass ich mich heute noch gebauchpinselt fühle, weil ich – damals noch bei der Schuhfabrik Henke zu Stein am Rhein – 1972 an Maites Sapporo-Gold-Skischuhen mitgebastelt habe, habe ich vor einigen Monaten sowieso nicht schlecht gestaunt, dass Herr Müller auf diesen Posten berufen wurde. Zurück aber zur Sendung von Radio DRS. Seiner Entlassung ist offenbar ein Disput zwischen Trainer M. sowie seinen Rennfahrerinnen vorausgegangen, worauf Müller von Mudry gegangen wurde. Der Radio-Moderator will nun von der Zuhörerschaft wissen, was sie zum Entscheid Mudrys meint. In den nächsten Minuten

kommen ausschliesslich bestandene Schweizer zu Wort: Einhellig ist man der

Meinung, dass dies ein völliger Fehlentscheid ist und dass man nie und nimmer diesen Weibern hätte nachgeben dürfen. Jede Wette: Hätte besagter Moderator auch noch die Frage des Frauenstimmrechts an der Landsgemeinde nachgeschoben, dann hätte man es der Welt erst recht deutsch und deutlich gesagt. Jawohl.

Nächster Beitrag: Eine Hightech-Firma wird sich in einer Berner Oberländer Ortschaft niederlassen. Neue Impulse, neue Arbeitsplätze. Good news? Doch nicht im Réduit. Der Dorfbeck outet sich gar zum Pressesprecher der Neuankömmlinge. Er könne das nicht begreifen, dieser Ort sei logistisch – im Vergleich zu Zürich – doch bestimmt ein Nachteil für diese neue Firma, das sei ein unüberlegter Schnellschuss. Er, der Dorfbeck, bleibe deshalb sehr skeptisch, ob das gut komme, mit dieser neuen Firma. Bei aller vordergründigen Sorge um das Wohl der neuen Unternehmer, so ist doch die Variante viel wahrscheinlicher, dass er, der Beck, den goldigen Zeiten nachtrauert, da viele Grüne vom inzwischen stillgelegten Flugplatz seinen Laden für frische Gipfelis gestürmt haben. Ist es nicht so, Herr Beck?

Ehrlich gesagt: Dieses mitunter klein-karierte Schweizertum ist fast nicht auszuhalten. Wie bitte, was meinen Sie? Auswandern soll ich doch, wenn es mir nicht passt? Geht nicht, Moskau ist nämlich auch nicht mehr das, was es einmal war, und schliesslich muss ich ja Realsatiren aus dem Schweizer Alltag schreiben. Bleibt nur noch eines übrig: So schnell als möglich wieder normal nach CH-Norm 2000 werden.



# Wie man mit grossem Erfolg aktiv Umsatz verhindert ...

“ Der Schweizer Tourismus durchlebt gegenwärtig eine Zeit, die nicht unbedingt als Blütephase in die Geschichte des helvetischen Fremdenverkehrs eingehen wird. Das ist weiter auch nicht erstaunlich, wenn man miterleben muss, mit welcher Selbstverständlichkeit umsatzwillige Zeitgenossen vor den Kopf gestossen werden. Wie letzten Winter in Adelboden, als selbst langjährige Gäste höflich gebeten wurden, am Wochenende der Weltcup-Rennen von Freitag bis Montag doch lieber zu Hause zu bleiben, weil den Tourismus-Verantwortlichen Maier & Co. wichtiger waren. Sygseso, deren ihr Bier. Heute möchte ich Ihnen eine sehr spezielle Art der Verkaufsförderung aus dem Wallis aufzeigen – zuerst aber machen wir husch einen Ausflug in die USA. ”

An sieben verschiedene Villen-Vermittler stellen wir konkrete Fragen, aus purem Gwunder, ohne bestimmte Absicht. Unglaublich, aber wahr: 24 Stunden später haben sie allesamt geantwortet! Und nicht bloss das: Die meisten korrespondieren in einem Ton, als wenn man sich bereits jahrelang kennen würde. «Dear Tom! Great to hear from Switzerland ...»

Damit wir uns richtig verstehen: Mir geht es jetzt nicht darum, den Schweizer Tourismus als solches in Grund und Boden zu hauen (das hätten viele Leute, die sich Mühe geben, ihre Arbeit richtig zu machen, wirklich nicht verdient), wohl aber hier und heute ausdrücklich die Verantwortlichen der Seilbahnen Emosson (VS), die, sollten sie immer so wie in unserem Fall reagieren, eine Zumutung für die Förderung des Fremdenverkehrs in diesem Land sind. Stimmt, ich bin – auch heute noch,

Sonntagnachmittag, lausiges Wetter. Familie Bo beschliesst, einen Ausflug in sonnigere und wärmere Gegenden zu unternehmen. Virtuell. Auf nach Florida! Minuten danach surfen wir an den schönsten Stränden des Golfs von Mexiko rum und besichtigen die tollsten Villen, deren Miete – bei einer Direktbuchung via Internet – zum Teil weit weniger als die Hälfte dessen kostet, als wenn man sie hier durch einen Reiseveranstalter bucht. Merken Sie öppis?



ein Jahr nach dem Vorfall – «scheitihässig». Sie werden schon noch lesen, weshalb.

Entgegen den sonnigen Prognosen ist der Himmel frühmorgens an einem Mittwoch bewölkt. Erste Regentropfen deuten an, dass meteorologisch kein Wundertag zu erwarten ist. Und in der Tat: Als Lüthis und Bornhausers an die Talstation zur Bergbahn Emosson kommen, da sind wir gegen 10:30 Uhr die einzigen Gäste. Eine Hin- und Retourfahrt für Erwachsene kostet 38 Franken. Nota bene: Das ist mehr als eine Tageskarte im Europapark Rust! Kinder ab fünf Jahren und Hunde bezahlen 19 Franken, Kinder ab 12 Jahren haben 28 Franken zu entrichten. Wir rechnen den Totalbetrag pro Familie aus. Macht 114 Franken. Happig.

Wir erkundigen uns deshalb nach Vergünstigungen für Familien. Negativ. Rabatte für Inhaber von Halbtax-Abos? Fehlanzeige. Bezahlen mit Reka-Checks? Nicht möglich. incroyable: Jede Art von «Plastikgeld» wird abgelehnt – und das, obwohl man beinahe in jedem Lädeli um die Ecke bargeldlos bezahlen kann. C'est à prendre ou à laisser – take it or leave it, wie es Neudeutsch heute heisst. Darauf nicht vorbereitet, zählen wir unser Bares zusammen. Lü's und Bo's bringen gemeinsam knapp 250 Franken zusammen. «Wollen wir unter diesen Umständen überhaupt?», fragt eine der beiden Mütter, «das ist doch wahnsinnig viel Geld.» Trotzdem – und wenn wir schon mal hier sind ... Ich bezahle die 114 Franken, bekomme dafür vier Tickets. Auch Christian macht sich daran, die Billette zu kaufen.

Plötzlich verlangt die Dame am Schalter nach einem Ausweis für seine Tochter. Grund: Die Angestellte schätzt Sabrina älter als 12 Jahre ein. Dummerweise

haben Sabrinas Eltern weder Geburts- noch Taufschein ihrer Tochter dabei. Ich eile zu Hilfe, bestätige, dass die Kleine (überhaupt noch nicht «frühreif») noch nicht 12 Jahre alt ist, sondern sechs Monate davon entfernt. Die Dame beharrt auf ihrem eigenen Urteilsvermögen und verweigert Sabrina ein Kinder ticket. Alles Argumentieren nützt nichts. Somit beschliessen wir, die Bahn sausen zu lassen. Man stelle sich das vor: An einem trüben Mittwoch verzichtet die Emosson-Bahn locker auf 228 Franken Umsatz – mir nichts, dir nichts. Jede Wette: In Österreich wäre man in einer solchen Situation wirklich der sprichwörtliche König.

Der Ehrlichkeit halber sei hier auch gesagt, dass wir uns von Madame nicht gerade mit einem leisen «Une bonne journée!» verabschiedet haben. Das ganz dicke Ende kommt aber noch: Diesen Vorfall habe ich als Leserbrief in der lokalen Zeitung veröffentlicht. Keine Reaktion. Also wurde der Leserbrief samt Kommentar dem Verwaltungsrat der Emosson-Bahn zugestellt. Keine Antwort. Ils s'en foutent pas mal. Eigentlich kein Wunder, verliert das Reiseland Schweiz immer mehr an Kredit, solange derartige «Dienstleistungsanbieter» ungestraft den Ruf unseres Touristenlandes ruinieren dürfen. Übrigens: Den Staudamm Emosson haben wir eine halbe Stunde nach diesem Intermezzo an der Talstation dennoch locker erreicht. Im Auto.

Und: Unseren Unmut haben wir auch Valais Tourisme durchgegeben. Von diesem Verband kam prompt ein Bedauern – mit Kopie nach Emosson. «Die» haben bis heute nicht reagiert.

# Was kümmert uns das Ketschup oder das Känguru?

**“** *Liebe Leserin, lieber Leser: Sie werden doch wirklich nicht allen Ernstes und öffentlich behaupten wollen, dass Sie, nur weil Sie zufälligerweise der neuen deutschen Rechtschreibung einigermaßen mächtig sind, Texte comme il faut schreiben können, fehlerfreie noch dazu? Nein, das nehme ich Ihnen nicht ab. Sie werden jetzt nämlich staunen, wie Neudeutsch korrekt abläuft. Wetten?* **”**

Unsere Kids (orthografisch auch als Kidz salonfähig) skaten im Sommer inline auf der Halfpipe und boarden während des Winters in Softboots, falls sie, des schlechten Wetters wegen, zu Hause nicht gerade mit Supermario gamen. Selbstverständlich biken sie auch, wie alle Youngsters in ihrem Alter – dies im Gegensatz zu ihrer Mutter, die dafür, schliesslich ist ja Wellness angesagt, im Aerobics-and-Dance-Studio mit Low-, Mixed- und High-Impact, Stretching oder Fatburning ihren Body formt. Achtung! Letzteres hat mit Bodybuilding für Bodyguards oder Securityleute nichts zu tun. Borni seinerseits hält es im Sommer eher mit Walking oder Jogging. Im Winter carvt er auf den Pisten herum, allerdings ohne Bigfoots oder Snowblades. Zugegeben, es gäbe noch andere Trends im Bereich Sports & Fun (Riverrafting zum Beispiel, Bungee Jumping oder Zorking), aber die sind mir zu heavy – «no risk no fun» hin oder her.

Beim Fooden sind Popcorn, Hot Dogs, Hamburger und Sandwichs megaout; in

ist Functional Food und, for a new generation, Energy Drinks wie Red Bull (Hooch ist bekanntlich verboten). Aber eben: Die Teenies haben es nicht gestohlen, schliesslich haben ihre Oldies den Cocktail erfunden; Drinks wie den Screwdriver, den Manhattan oder die Bloody Mary. Ich selber stehe auf Bud, selbst wenn das – holy shit – vom Bundesgericht verboten wurde. Apropos Food: Sie wissen bestimmt, dass man heute online shoppt, nicht wahr? Zum Beispiel auf [www.migros-shop.ch](http://www.migros-shop.ch). Ihre virtuellen Einkäufe können Sie, falls Sie keine Hauslieferung möchten, real beim Pick-Up abholen. Überhaupt, diese Computer: Von dort kommt das Neudeutsche doch her: Man linkt, inseriert, deletet, scrollt und man printet. Von Befehlen wie Esc, Ctrl, Alt, SysRq und Pg Dn ganz zu schweigen. By the way: Nirgends ist Sex safer als beim Surfen zu den Freepics.

Und erst die Businesswelt! Den Hitsong vom Shareholder Value dank Streamlining (featuring Martin E.) mag ich schon gar nicht mehr hören, selbst wenn es das Standard&Poors-Rating einer Firma auf ein Triple-A katapultiert. Romano Spadaro beispielsweise, bedrängter Präsident des Grasshopper-Clubs, voller Entrepreneurship und sein Handy immer auf Empfang, ist gegenwärtig auf der Suche nach einem Joint-Venture-Partner, weil Bäume bekanntlich nicht in den Himmel wachsen. Das Licensing, Franchising und Branding für sein Team möchte er outsourcen. Vielleicht fällt dem Guten während eines Brainstormings (Overhead, Beamer und Flipchart im Seminarzimmer nicht vergessen!) einmal ein, ob Just-in-time bei personellen Verpflich-





heissen mögen (Einschlägiges ist auch im Toaster zu lesen). Cool ist es besonders dann, wenn man ein ähnliches Piercing wie sein Idol hat. Dass Girlies den gleichen Eyeliner, Lipstick und dasselbe Shampoo wie zum Beispiel M. Luise Ciccone benutzen, ist eh selbstverständlich.

**DU UND DEIN FUNCTIONAL FOOD - WENN DAS NU' MA' GUT GEHT!**

Es gibt noch viele eindrückliche Ausdrücke aus dem Neudeutschen, die in zusammenhängende Sätze geschachtelt

werden könnten (wie Peeling, Greenhorn, Swiss Army Knife, Ogi, Playback, Junkie, Lucky Punch, Tomahawk, Mayday oder Tilt). Aber lassen wir das. Ich will ja keinen literarischen Overkill mit Ihnen veranstalten.

tungen im bezahlten Fussball auch ein Thema sein könnte (Headhunters gibt es ja genug); schliesslich will er GC für die Champions League upgraden und nicht downsizen, denn alle Geldgeber wollen lieber früher als erst später ein Return auf ihrem Investment sehen.

Beim Twist und Rock'n'Roll (erst recht beim Letkiss) war es offensichtlich: Zuerst war da eine Aktivität, erst dann ergab sich daraus der Ausdruck. Wie aber ist es beim Rave, House, Hiphop, Jungle oder beim B'n'D? Ich weiss es nicht, ehrlich gesagt. Mit Sicherheit aber ist bekannt, dass man via Walkman oder durch Zappen auf MTV in die Charts reinhört und sich ob den Runnerups und Newcomers freut: AWG, 3p, The Boyz, E-17, 2Pac, TLC oder 5ive und wie sie alle

Wie gut, so sage ich mir, gibt es in Schweizerland noch die Schwinger (Wrestlers) und die Platzger (some kind of Horseshoe-Throwers), die das Urchige hegen und pflegen. Und die Hornusser. Da ist und bleibt ein Nouss ein Nouss, selbst wenn auch dieser heute nicht mehr das ist, was er früher einmal war.

# «Als Getränk empfehle ich einen Schraubenzieher ...»

“Sagen wir es deutsch und deutsch (ganz im Sinne des Initianten): Es ist schon erschütternd, mit welchem Tiefgang gewisse Politiker daherkommen, bloss damit ihr Name in die Zeitung zu stehen kommt\* oder im Radio ausgesprochen wird. Heutiges Beispiel: Da die traditionelle Schweiz der letzten 709 Jahre dummerweise nicht mehr zu halten/retten ist, da will ein senkrechter Nationalrat per Gesetz wenigstens verhindern lassen, dass englische Ausdrücke nadisna unsere Sprache verwässern. Sein Interview – pardon, seine Befragung – zum Thema auf Radio ExtraBERN ist Realsatire pur. Der erste Abschnitt der heutigen Kurzgeschichte ist seinem Intermezzo gewidmet. Danach gebe ich mir Mühe, ein Aufsätzli ohne Fremdwörter zu schreiben, damit Sie eine kleine Vorahnung kriegen, was uns mit der Lex Saubermann ins Haus schneit. Ich hoffe, Sie checken den Puck.”

«Wie würden Sie denn einem Computer sagen?», will die Journalistin von Radio ExtraBERN wissen. Der Tellensohn, als Parlamentarier tiptopp vorbereitet, hat keinen Blassen; ihn dünkt aber, dass die Romands ja schliesslich auch von einem «Ordanateur» (sic!) und nicht vom Computer sprechen. Aha. «Der Ausdruck 'Drink' stört Sie ja auch. Wie sollen wir denn dem in Zukunft sagen?» Jetzt schlägt die Stunde des Patrioten: «Man kann doch ganz einfach sagen, was genau man will, zum Beispiel einen Oran-

genjus.» Soso. Geht es nach dem Hüter der deutschen Sprache, heisst der Trainer ab sofort Betreuer. Eigentlich kein Wunder, machen sich je länger je mehr Leute – pfui, pfui... – über gewisse Politiker lustig.

Diese Zeilen schreibe ich auf der Tastatur meines persönlichen elektronischen Heim-Datenverarbeiters, der im Übrigen auch direkt mit der Weichware auf meinem Büropult bei der Migros in Schönbühl verbunden ist. Selbstverständlich steht mir zu Hause aber für privat übermittelte elektronische Briefe ein eigener Zulieferer samt universalem Verbindungsnetzwerk zur Verfügung; ja sogar eine eigene Adresse samt Affenschwanz (mit der Maus nicht zu verwechseln) habe ich mir zugelegt, wobei dieser mit einem Freudenstock nichts gemeinsam hat. Interessant ist für mich in diesem Zusammenhang, dass unsere Kinder sich dafür überhaupt nicht zu interessieren scheinen. Patrick beschäftigt sich lieber mit dem tollen Hanspeter, dem Stern des Spielbuben. Claudia hingegen, drei Jahre älter als ihr Brüetsch, zieht sich zurzeit ziemlich viel in ihr Zimmer zurück, um in Ruhe Musik auf ihrem Kleinscheiben-Laufmann zu hören, vorzugsweise die Hinterstrassenbuben HSB (mit den Wildegger Herzbuben nicht identisch). Sie findet die Typen kühl. Ich auch.

Nächste Woche steht mir ein Erlebnis der besonderen Art bevor: Ich habe mich vom Lehrer unserer Claudia, demnächst einmal eine Zehneralte, erstinstanzlich dazu überschnurren lassen, eine Woche Ferien einzuziehen, um mit den Kindern

als Skilehrer ins Skilager nach Rosswald zu gehen (siehe auch Seiten 5–7). Was mich da wohl erwarten wird, zumal ich zwar über schnadige Nachtigall-Renner, nicht aber über Geschnitzte, Schneeklingen oder grosse Füsse verfüge, obwohl ich Schuhgrösse 47 schnalle? Ich bin ja bloss gespannt, was der besagte Lehrer und Koch in Personalunion den Kindern im Zeitalter der Schnellnahrung alles auftischen wird. Doch wohl kaum banal eingeklemmte Hackplätzli, dekadente Wienerli im Pariserbrot oder gar Milchschüttler ... Ich schätze aber, dass ein Apfelsinensaft, Knalkorn oder ein Schlauchapfelteiler durchaus drinliegen werden (gekauft bei Picken Zahlen resp. bei Zahlen und Tragen). Womit wir endgültig bei den im ersten Abschnitt angesprochenen langen Getränken angelangt wären. Die hiesigen Kneipenthekenhalter können sich freuen, wenn unser Nationalrat künftig vorbeischaud und bei ihnen lässig nach Körpervereinigung am Strand begehrt oder nach einem schwarzen Russen zwinkert.

Übrigens: «Freiheit für Kuba!» war diesbezüglich noch nie so aktuell wie heute. So wie ich den wehrhaften Politiker allerdings einschätze, wird er sich einen Schraubenzieher zur Brust nehmen.

Ob ich die Bildaufzeichnungsmaschine mit nach Rosswald nehmen soll, um Momente der Weltgeschichte im Schnee einzufangen? Mal sehen. Sicher ist hingegen, dass Seitenzähler, drahtloser Rundfunkempfänger und beweglicher Fernsprecher mitkommen, schliesslich ist die Welt ja nicht in Rosswald zu Ende. Weiter in der Reisetasche zu finden: Überzieher, T-Leibchen, Plattenball-Kappe, Überall, Mondstiefel. Undsoweiterundsofort. Unter uns: Ich freue mich bereits jetzt auf den Schlussabend, so mit kleiner Rückabspielschau, wenn die jungen Damen mit Aufmache aus dem Hause Deckmädchen auf die Bühne rauschen werden.

\* Ohne Namensnennung – diese Ehre tue ich Herrn Dingsda nicht an.



# «Schuss! Schuss! Schuss! Schuss! Schuss! Schuss!»

“Jene unter Ihnen, die meine Realsatiren regelmässig lesen, erinnern sich vielleicht: Vor nicht allzu langer Zeit hat mir ein Grossvater erzählt, wie er seinen Enkel einmal auf dem Fussballplatz erlebt hat. Der mittlerweile 82-jährige Ernst Frei aus Bern, Zuschauer bei einem Juniorenspiel zwischen Schönbühl und Ostermundigen, beschreibt darin – unter dem Titel «So päääg wenigstens, denn erchlüpft är!» – vor allem die wenig schmeichelhaften Anwandler eines ständig schreienden SCO-Trainers. Nun, das kann kein Zufall gewesen sein, das mit dem hyperventilierenden Ostermundiger; das scheint dort zum Standardrepertoire zu gehören, wie Sie spätestens in drei Minuten selber merken werden. ●●

Unser Patrick spielt Fussball bei den Junioren des SC Wohlensee, unter der Ägide von Claude Dasen (der, dies nur nebenbei, einen fantastischen Job mit den Kleinen macht). Für Samstag ist wieder einmal ein Spielnachmittag angesagt, in Flamatt dieses Mal, mit Teams aus Flamatt (logischerweise), aus Münchenbuchsee, aus Ostermundigen und aus, pardon, vom Wohlensee. In der Nacht zuvor regnet es in Strömen. Und regnet. Und regnet. Und regnet. Über Telefonnummer 1600 ist während

des Vormittags zu hören, dass praktisch alle Rasensportveranstaltungen in der Region abgesagt worden sind, sogar die Durchführung der Fussballspiele der NLA steht zur Diskussion; nur in Flamatt scheint der Spielnachmittag gesichert (ob «die» wohl auf imprägniertem Rasen spielen?). Claude Dasen meldet sich kurz vor unserer Abfahrt zum Treffpunkt telefonisch: «Thomas, alles klar. Das Turnier findet statt. In Flamatt scheint die Sonne, sagt man mir.» Aha.

Bei der Kappelenbrücke treffen sich Trainer, Aktive (das wären dann die Kids), Betreuer, Eltern und Geschwister zum allgemeinen Carpooling. Ich fahre dieses Mal bei Theres mit, einer, wie sich beim Gespräch nach Flamatt herausstellt, Bäuerin aus Säriswil. Wir reden über die Agrarreform 2002, über den Milchpreis von 77 Rappen pro Liter, den kaum ein Landwirt erhält, über den Direktverkauf



ab Hof – bis Theres mich, Sekunden nach der Ankunft in Flamatt, nach meinem Beruf fragt. Und nach meiner Arbeitgeberin. «Wie, du arbeitest bei der Migros?», verchlüpft sie. Theres macht ab ihrer Abneigung gegenüber dem Grossverteiler keinen Hehl (ein Glück, hat sie das erst nach unserer Ankunft erfahren, sonst hätte sie auf der Autobahn womöglich noch angehalten und mich auf dem Pannestreifen stehen lassen). Auch wenn Theres und ich «Migros-mässig» das Heu nicht auf der gleichen Bühne haben (vermutlich nicht einmal im gleichen Tenn), so ist es dennoch ein sehr gutes Gespräch, das sich anschliessend entwickelt. Sagt auch Theres.

Zurück aber zum Fussball, deswegen sind wir ja hier. Das erste Spiel bestreiten Patrick, Thomas, Patrick, Laura (doch, doch, Sie haben richtig gelesen!), Abilasha, Francesco, Christoph, Kevin, Marc, Nino und Sebastian – ihre Tricots mit Huwyler Treuhand angeschrieben – gegen die gleichaltrigen Tschütteler des FC Ostermundigen, offensichtlich von der Scheidegger Irgendöppis AG unterstützt. Das Spiel hat noch nicht einmal angefangen, da weiss ich bereits, wo ein Realsatiriker seinen Platz suchen muss: Man braucht bloss neben den Trainer der Ostermundiger zu stehen, da ist Unterhaltung garantiert. Der Mann schreit in einem fort, schon Sekunden vor dem Anpfiff. Zeitweise kann ich seinen verbalen Schachzügen kaum folgen, derart schnell ändert er, für ganz Flamatt gut hörbar, seine Meinung: Ein «Mach!» folgt Sekundenbruchteile nach dem «Hesch Zyt!»; ein «Wyt spile!» unmittelbar nach dem «Churz!» Ganz ehrlich: Mich würde der Gute hoffnungslos überfordern.

Relativ rasch führen die Scheideggers gegen die Huwylers im strömenden Regen (...) mit 2:0. Armer Claude, viel-

leicht müsstest du es halt auch einmal mit Nötigung versuchen wie der Kollege aus Ostermundigen. Stehst da, schaut ruhig zu und ermunterst dein Team, nach den beiden Gegentreffern ruhig weiterzuspielen. Man hört dich bloss, wenn du auswechseln lässt: «Nino, chum use; Laura, gang deck dr Sibner!» Claude, das kann ja nicht gut gehen.

Derweil steigert sich der Ostermundiger zum Orkan: «Eine!», «Linie lang!», «Luege!», «Was isch daaaaaaas?», «Wägg!», «Ufboue!», «Decke!», «Suber!», «Dr Vierer!», «Hesch nel!», «Gang!», «Defensiv!», «Beeeeeewege!», «Ruhig!», «Wyt!», «Hinge!», «Tackle!» (nicht unbedingt die feine Art), «Füre!», «Louf! Louf!» Undsoweiterundsofort. Auch ein Vater lässt sich anstecken: «Elleboge use!» Kein Wunder, rennen sich die kleinen Mundiger ihre Seelen aus dem Leib – und spielen entsprechend drückend überlegen. Aber ganz ehrlich gesagt, mir ist es noch immer lieber, unsere Kinder verlieren einen Match oder ein Turnier, dafür funktioniert das Soziale im Team und in seinem Umfeld. Wie bei Claude.

Unglaublich, aber wahr: Es gibt doch noch eine Art Gerechtigkeit auf dieser Welt. Ostermundigen hat nämlich zum Schluss mit 2:3 verloren, weil «unsere» einzigen drei Schüsse aufs Tor echte Volltreffer waren. Da nützten in den letzten Spielminuten selbst die auf ein einziges Wort reduzierten Befehle aus Ostermundigen («Schuss!», «Schuss!», «Schluss!») nichts mehr.

Für die Statistiker: Das Team von Claude Dasen hat zum Schluss sogar noch das Turnier gewonnen.

# «Thomas, mann könnte das auch einfacher machen ...»

“*Dann und wann habe ich das Gefühl, nicht bloss im falschen Film, sondern im falschen Kino zu sitzen. Ich nehme an, Ihnen gehe das von Zeit zu Zeit ebenso. Na ja, Sie wissen bestimmt, was ich damit meine ... Ich darf Sie trösten: Nicht nur uns passiert das: Auch andere Zeitgenossen haben da so ihre Mühe. Mehr dazu zum Schluss dieser Story. Zuerst wollen wir uns nämlich über den dummen Thomas amüsieren ...*”

Es ist Tradition, dass wir bei der Migros Aare aussergewöhnliche Geschäftsberichte realisieren. Das wird dieses Jahr nicht anders sein: Mitte Mai erscheint unser Rechenschaftsbericht, zusammen mit einer grossen Fotostory, in der die Geschichte von Lehrlingen erzählt wird, die ihre Ausbildung bei uns absolvieren. Die Geschichte beginnt während der BAM, an der sich Schülerinnen und Schüler über die Möglichkeiten der Berufsbildung erkundigen können – und endet mit der Lehrabschlussfeier. Klar, dass es dabei nicht bloss um den Geschäftsalltag gehen wird, auch private Episödden gehören dazu. In einer dieser Seitengeschichten geht es um Fränzi und Alex, die sich plötzlich einbilden, sie würden derart gut aussehen, dass sie bestimmt als Models arbeiten können. Also fahren sie zusammen nach Milano.

Über das, was in Mailand genau passieren wird, sei hier und heute noch nichts verraten (immerhin darf ich Ihnen flüstern,

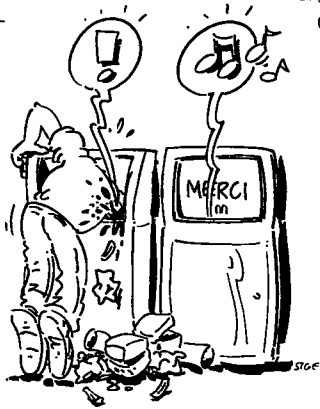
dass wir auch bei der inzwischen berühmtberüchtigten Agentur ELITE waren). Innerhalb des Milano-Abstechers geht es darum, dass Fränzi und Alex zu McDonald's gehen. Und um diese Szene geht es im nachfolgenden Abschnitt.

Fränzi und Alex sitzen am Tisch – die bekannten McDonald's-Köstlichkeiten vor sich aufgetürmt. Fränzi hat ihr Handy auf dem Tablett. «Fränzi, nimm dein Handy weg», meint Fotograf Christoph Hoigné zur 18-Jährigen. Fränzi tut wie befohlen und steckt das Ding in die linke Tasche ihrer Jacke, die hinter ihr über die Stuhllehne gehängt ist. Ungefähr fünf Minuten später haben wir die Szene im Kasten. Ich – als Mädchen für alles dabei – räume den Tisch ab, schmeisse den Abfall in die dafür vorgesehenen Abfallsäcke. Plötzlich: Panik bei Fränzi! «Hilf! Man hat mir mein Handy gestohlen!» – «Das ist doch nicht möglich, da war niemand hier, der das hätte stehlen können», beruhigt Christoph. Und dennoch: Das Telefon bleibt verschwunden. «Hört mal», mische ich mich ein, «ich habe ja jede Menge Abfall weggeschmissen. Ob das Handy wohl auf einem der Tablette war und ich es achtlos entsorgt habe?» Ich will ganz sicher sein, also öffne ich den Behälter, wo der Abfallsack versteckt ist, kremple die Ärmel hoch und wühle mich durch den Abfall, die Arme bis zu den Achselhöhlen im Ketchup und den kalten Frites. Auf einmal steht die charmante Fränzi neben mir, mustert mich gönnerhaft (dabei suche ich ja ihr blödes Handy!!) und meint dann sec: «Thomas, mann könnte das auch einfacher machen. Nimm doch das Handy von Christoph, wähle meine

Nummer – und wenn es im Sack piepst, dann ist das Handy drin.» Ob Sie es glauben oder nicht: Auf einer der geschossenen Fotos ist der Dieb bei seiner Tat zu sehen...

Sie glauben sicher, dass man mich so schnell nicht übers Ohr hauen kann, nicht wahr? Dachte ich auch – bis ich selber den Gegenbeweis angetreten habe.

Letzte Woche passiert: Weil die 1-Stunden-Fotoentwicklungsanlage im Shoppyländ in Revision ist, ich aber einen Film dringend entwickeln lassen muss, mache ich auf dem Heimweg einen Umweg über den Hauptbahnhof Bern, wo es auch so einen Schnellschussladen gibt («Minit 1 Foto» heisst das Labor). Ein schätzungsweise 30-jähriger Mitarbeiter – eine Art Züridütsch sprechend – nimmt sich meiner an. «Ich möchte diesen Film entwickeln lassen, umgehend.» – «Sicher, das ist kein Problem, in 45 Minuten können Sie ihn abholen. Sagen Sie, sind Sie bereits Mitglied bei uns?» – «Nein, das bin ich nicht, ich will ja auch bloss den Film da ...» Dann geht es los, und zwar in einem Tempo, bei dem Bärndütsch ausgeschlossen ist. Mir wird erklärt, dass ich als Mitglied Filme, Filmtaschen, Posters, Puzzles, T-Shirts, Clubkarte und wasweissichnichtnochalles halb gratis erhalten würde. Wie auch immer: Nach knappen drei Minuten hat der Minit-Club ein Mitglied mehr (durch Unterschrift des Neuen beglaubigt!) und 37 Franken in der Kasse. Ich hingegen stehe mit einem sturmen Kopf und zwei APS-Filmen da, die ich eigentlich gar nicht kaufen wollte ...



Psssssssst, wenn Sie versprechen, «es» nicht weiterzuerzählen, dann flüstere ich Ihnen was. Auch andere haben so ihre Schwierigkeiten. TeleBärn, zum Beispiel. Kürzlich war Altstapi Max Conrad aus Burgdorf (mein Vorvorvorgänger bei der Migros!) bei Matthias Mast im «Talk». Was nun fast niemand weiss: Max Conrad musste zweimal zum Interview antreten,

weil die Helden in der Technik bei der ersten Aufnahme schlicht und ergreifend vergessen hatten, den Ton mitlaufen zu lassen (das wurde erst Tage später, kurz vor der Ausstrahlung bemerkt).

TeleBärn zum Zweiten: Letzten Donnerstag hatte ich einen Termin zu einem Interview. Ort: Bern-Brünnen (unmittelbar neben der Schoggifabrik Philip-Morris-Kraft-Jacobs-Su-chard-Tobler). Um 12:30 Uhr. Ich bin zehn Minuten zu früh dort, stehe wie eine Vogelscheuche auf einem unbebauten Terrain. Eine eiskalte Bise ist angesagt. 12:30, 12:40, 12:50 Uhr – weit und breit kein TV-Macher. Ich zweifle ernsthaft an mir selber. Habe ich etwa 13:30 Uhr gesagt? Dummerweise habe ich kein Handy dabei, also halte ich aus. Um 13:10 Uhr braust ein Taxi heran. Dem Wagen entsteigt ein Reporter mit seinem ganzen Puff und ein paar entschuldigenden Worten: «Ich konnte keines unserer Autos nehmen, also bin ich mit dem Bus gefahren, habe aber zu spät gemerkt, dass diese Linie gar nicht nach Brünnen fährt ...» Henusode, es git Schlimmers!

# «Darf ich auch bei Vaucher oder Juwelier Kurz einkaufen?»

«Ich bin mir sicher, dass Sie bei der heutigen Realsatire mitreden können, denn Sie alle haben bestimmt schon mehrmals von Unbekannten ganz tolle Offerten zur wundersamen Geldvermehrung oder, im Sinne eines humanitären Akts Ihres Gönners, Geschenke versprochen erhalten. So kürzlich auch mein Schwiegervater. Der Brief kam aus deutschen Landen. Zwar hiess das Motto der Kontaktnahme «Bei uns liegen Sie richtig», bei der Absenderin handelte es sich aber ausdrücklich nicht um ein Bestattungsinstitut.»

«Sehr geehrter Herr S! Sie waren vor einiger Zeit auf einer Veranstaltung über 'gesundes Schlafen'. Zwischenzeitlich haben wir uns mit einer eigenen Firma selbständig gemacht, um den Wünschen unserer Kunden besser gerecht zu werden.» Nun müssen Sie, liebe Leserinnen und Leser, Folgendes wissen: Mein Schwiegervater war, grosses Pfadfinderehrenwort, nie auf einer solchen oder ähnlichen Veranstaltung, demzufolge müssen die Empfänger des Briefes nach dem Prinzip des Blindlande-Anfluges innerhalb eines speziellen Mailings ausgesucht worden sein.

Fett gedruckt steht danach zu lesen: «Laden Sie doch einmal 3–4 Ehepaare zu einer gemütlichen Runde entweder in ein nettes Restaurant oder privat zu sich nach Hause ein. Selbstverständlich über-

nehmen wir die Kosten für das Nachtessen. Als «Dankeschön» für Ihre Bemühungen erhalten Sie einen Warengutschein in der Höhe von 400.– Sfr. und außerdem für jedes anwesende Ehepaar zusätzlich einen Warengutschein in Höhe von 50.– Sfr.» Da jauchzt doch das Herz eines jeden Realsatirikers!



Steffen H., Verfasser des Angebots, beglücke ich mit einem Fax. Hier Auszüge daraus: «Mein Schwiegervater hat mir Ihre tolle Offerte gezeigt. Weil er altersmässig nicht mehr der Party-Typ ist, möchte ich für ihn einspringen. Die Frage ist: Gibt es bei Ihrem grosszügigen Angebot Spielregeln? Oder eine obere Limite für das Nachtessen (wir sind meistens recht grosszügig, wenn andere bezahlen ...)? Und: Worauf bezieht sich Ihr Angebot bezüglich der Warengutscheine? Kann ich diese bei der Vereinigung Berner Spezialge-



schäfte bestellen und Ihnen in Rechnung stellen lassen?»

Nun gut, Sie haben ja Recht: Ganz schön fies, eine söttigi Reaktion. Aber als Realistiker ist ein derartiges Angebot nicht bloss eine echte Herausforderung, sondern ein Muss (damit Sie heute wieder was zum Schmunzeln haben). Die Antwort des Herrn H. lässt denn auch nicht lange auf sich warten. Genau zwei Stunden später, gegen 20:00 Uhr, läutet das Telefon. «Tja, schönen guten Abend, Herr Bornhauser, ist ja ganz toll, dass ich Sie so schnell sprechen kann», begrüsst mich einer in reinrassig schriftdeutscher Sprache – und zwar so schnell, dass ich, Schweizer Landei, das ich bin, gar nicht dazu komme, piep oder pap zu sagen. «Sie habe ja ganz schön Humor, Herr Bornhauser, ganz toll, jawohl, wirklich! Ich habe mächtig gelacht ob Ihrer Feststellung, Ihr Schwiegervater sei nicht mehr der Party-Typ. Ganz toll, wie Sie das beschreiben, Herr Bornhauser, ganz toll!» H. lacht weiter. «Sagen Sie, Herr Bornhauser, wann können wir uns denn treffen, zusammen mit Ihren Freunden? Ist das kurzfristig möglich? Diese Woche sogar noch?» Da H. jetzt offensichtlich eine Antwort erwartet, komme ich endlich dazu, seinen rhetorischen Zwölfzylinder hinunterzubremsten, ungefähr so wie H.'s Landsmann Michael Schumacher seinen Ferrari vor der Loews-Kurve in Monte Carlo. «Moment mal, Herr H. Alles schön der Reihe nach. Zuerst hätte ich da schon die eine oder andere Frage, bevor wir beide ins Geschäft kommen ...»

Ich erkundige mich nach der Kostengutsprache des versprochenen Nachtesens. «Herr Bornhauser, das ist gar kein Problem, überhaupt nicht! Sie brauchen sich um gar nichts zu kümmern – Sie sagen mir, wohin Sie mit Ihren Freunden gehen wollen und ich arrangiere das

direkt mit dem Wirt!» Wie sich herausstellt, kalkuliert H. pro Person 18 Franken, Vor- und Haupt- und Nachspeise und Kaffee inbegriffen. «Herr H., sagen Sie, machen Sie das Kalb mit mir? Für 18 Franken kriegen Sie in der Schweiz nirgends mehr einen Mehrgänger!» Steffen korrigiert mich umgehend, sagt, dass er «jede Menge netter Restaurants» hierzulande kennt, wo das reibungslos funktioniert. «Herr H., wenn ich schon Freunde einlade, dann kostet Sie allein der Hauptgang mindestens 30 Franken ...» Steffen H. scheint ganz leicht irritiert, wechselt das Thema in Richtung Warengutscheine.

«Herr Bornhauser, wie soll ich das verstehen, mit den Warengutscheinen und den Berner Spezialgeschäften?» – «So wie es geschrieben steht, Herr H., wobei es nicht zwingend der offizielle Verband sein muss. Auch Gutscheine des Sportgeschäftes Vaucher oder von Juwelier Kurz im Shopyland Schönbühl würden mich freuen. Darf ich Ihnen die Rechnung über 600 Franken zustellen lassen?» Von jetzt an (endlich!) scheint der schnelle H. den Braten zu riechen. Denn: Selbstverständlich sind die Warengutscheine nur für Bezüge bei seiner Firma gültig, worauf ich mich enttäuscht gebe – zum völligen Unverständnis von Steffen H., der plötzlich extrem wortkarg wirkt und einige Sätze später die Übung abbricht. Ein hoffnungsloser Fall, dieser Bornhauser.

Und überhaupt: Was brauche ich Tipps für gesundes Schlafen, der ich jede Nacht innert Sekunden in Tiefschlaf versinke? Die Lösung heisst: Ein Wasserbett von Aquadynamic. Zwar nicht bei Vaucher oder Kurz im Shopy zu haben, wohl aber bei Möbel Pfister.

# City Noiz. Oder weshalb ich wieder nicht Millionär werde.

“Der Mann, der Virgin erfunden hat», so Patrick kürzlich, «der ist ganz schön reich, nicht wahr?» Ich kann unserem Sohn die Frage abschliessend bejahen: «Stimmt, das ist so. Richard Branson ist Multimilliardär geworden, mit seinem Reisebüro, seinen Plattenfirmen, seiner Fluggesellschaft, seiner Cola – mit seinem Erfindergeist, eben.» – «Und wieso erfindest du nichts?» Die Frage unseres Juniors zielt zwar unter die Gürtellinie, ist aber – aus seiner Sicht – wirklich berechtigt. Gopfridstutz, weshalb erfinde ich nichts, das unsere Familie über Nacht zu Millionären macht? Wie wäre es denn zum Beispiel mit einer CD, die weltweit auf Platz 1 der Charts landet? Für Produzent Bo liessen sich damit besagte Kohlen verdienen. Hier also exklusiv für Sie die Idee für «City Noiz». Geldgeber gesucht! ●●

Nirgends bin ich so kreativ wie ... beim Joggen. Nach einer Viertelstunde, wenn ich jeweils meinen Laufrythmus gefunden habe und sich der Puls bei 164 Umdrehungen pro Minute eingependelt hat, da beginnen sich meine Gedankenbatterien zu entladen. Und von diesem Punkt an kann ich bestimmten

Sachen von null auf nachstudieren. Mit dem Ergebnis, dass ich Lösungsansätze oder Ideen finde, die im Stress des Berufsalltags schlicht unmöglich wären. Ganz schön praktisch, nicht wahr? Und erst noch gesund. Neuerdings gibts mir der Herr aber auch im Schlaf. Denn das, was jetzt folgt, das ist nichts anderes als die Schilderung eines Traums, den ich mir beim Aufstehen sofort 1:1 notiert habe. Weniger allerdings wegen der zu erwartenden Millionen als vielmehr dieser Kurzgeschichte wegen. Aber eben, wer weiss ...

Street Noise geistert als Erstes während der Nacht in meinem Unterbewusstsein herum, Strassenlärm. Und «Street Noise» wäre also der Titel einer CD. Nun schreibt sich das heute sicher nicht mehr so – viel eher Streez Noiz. Oder, noch besser, «City Noiz». Womit schon fast alles zur Idee dieser Mega-CD gesagt wäre. Genial, finden Sie nicht auch? Wie bitte? Sie können meinen Gedankensprünge nicht folgen? Nun, dann machen wir mal auf Zeitlupe.

Ein Beispiel: Schliessen Sie die Augen und stellen Sie sich vor, Sie würden um Mittag in London vor dem Big Ben stehen. Biimbaambiibumm,

Biibummbiimbaam ... Ja, genau so! Und dann folgt ein Dutzend Stundenschläge. Weiter ist der ganz gewöhnliche Strassenlärm der eng-



lischen Hauptstadt zu hören, City Noiz eben. Diese drei-, vierminütige Tonaufnahme wird nun mit passender, zeitgenössischer Musik von begnadeten Künstlern abgemischt, auf dass ein eigenständiger Sound entsteht, sagen wir zum Beispiel mit der nationalen Kultband Prodigy oder Leftfield. Soll nun keiner daherkommen und behaupten, «Big Ben» gebe keine Nummer 1 in den britischen Charts und in den Tanzschuppen auf der Insel. Diese Idee von musikalischem Strassenlärm wird in 19 anderen Varianten eingespielt – in anderen Grossstädten dieser Welt.



Zum Beispiel in New York am Times Square, sagen wir in der Silvester-Nacht, wenn dort albens eine riesige Party über die Bühne geht. Dieser Titel – «20002001» – könnte musikalisch von Moby bearbeitet werden. Was meinen Sie, mit welchem Stolz die Amis ihren Titel in den Discos abtanzen würden? That's for sure. Buenos Aires, Capetown, Tokio, Moskau wären weitere Highlights und Musts auf der CD, die mit dem Untertitel «World Tour 1» auf den Markt käme («World Tour 2» und «World Tour 3» in Vorberei-

tung). Sorgen bereitet mir lediglich der Beitrag von Bern. Denn: Wer könnte den Schrei des Guggels auf dem Zytglogge musikalisch bearbeiten? Lunik?

Nun denn, jetzt wissen Sie also, wie das funktionieren wird. Der Erfolg von «City Noiz» ist gar nicht mehr zu verhindern, Interviews in aller Herren Sprachen dieser Welt sind mir gewiss. Wie ich mich wohl nennen soll, als Produzent? The Bo? Mal sehen. Glauben Sie es oder nicht: Ein Schweizer Produzent, den ich kenne und dem ich vertraulich – so wie Ihnen! – vom Projekt «City Noiz» erzählte, ist von der Sache entzückt und gibt ihr tolle Chancen. Alles, was ich jetzt noch brauche, das ist, a), ein so genanntes Label und, b), jemanden, der «City Noiz» mit einigen Millionen in die Wege leitet (wobei die umgekehrte Reihenfolge die Suche nach einer Plattenfirma wesentlich erleichtern dürfte ...). Na?

«Ich kenne aber nur einen in der Schweiz, so mein Bekannter, «der genügend Beziehungen hat, um die Sache international erfolgreich durchzuziehen: Boris Blank von Yello.» Und jetzt hoffe ich halt, dass Boris Blank oder Dieter Meier dieses Büchlein lesen. Inzwischen führe ich mir ein Virgin Cola zu Gemüte.

Falls Sie jetzt fast ein bisschen neidisch sind, weil ein Oldie wie ich Namen wie Prodigy, Leftfield oder Moby scheinbar locker zu Papier bringt, so darf ich Sie trösten: Kenne ich nicht. Aber nicht der liebe Gott hat sie mir mit auf den Weg gegeben, sondern Gurtenfestivalchef Philippe Cornu. Ätsch.

# Nur soviel als unbedingt nötig? Oder soviel als möglich?

“**Kennen Sie einen Schweizer, jüngerer oder mittleren Alters, der von sich behauptet, ein mittelmäßiger Autofahrer zu sein? Ich eigentlich auch nicht, dabei bin ich selber ein söttiger. Und darum imponiert es auch nicht, wenn jemand Älteres stolz verkündet, er fahre seit 40 oder 50 Jahren unfallfrei, denn die Wahrscheinlichkeit ist relativ hoch, dass andere auf ihn aufgepasst haben ... Frage 2: Kennen Sie jemanden, der von sich selber sagt, er sei ein Sturer? Ich nicht, dabei bin ich ab und zu so einer, das werden Ihnen meine vier Kolleginnen im Büro schmunzelnd bestätigen (ich selber pflege mich in solchen Situationen allerdings selbstschützend als «konsequent» zu betiteln). Und: Ist Ihnen jemand bekannt, der sich selber als unflexibel einstuft? Nun ja, es sei hiermit zugegeben – auch ich habe dann und wann meine Mühe, lieb gewordene Annehmlichkeiten aufzugeben. Heute folgt eine Story, wie sie in Helvetien wohl jeden Tag vorkommt. Passt eigentlich ganz gut zu einem Filmtitel: Zurück in die Zukunft ...**”

Eine Bekannte ruft an. Erstaunlicherweise teilt sie mir umgehend zu Beginn unseres Gesprächs offiziell mit, dass ihr Anruf spontan sei und «keinerlei offiziellen Charakter» habe. Sie selber sei von niemandem zur Kontaktnahme mit mir aufgefordert worden und könne mir

deshalb auch keine Garantie geben, dass meine Person überhaupt erwünscht ist, sollte ich mich entscheiden, bei der Sache mitzumachen. Womit bereits alle Klarheiten beseitigt wären. Eine wunderbare Voraussetzung, ein Gespräch zu führen, finden Sie nicht auch? Immerhin kann ich vor dem Inoffiziösen offiziös in Erfahrung bringen, worum es überhaupt geht. Offenbar sucht man bei uns, infolge verschiedener Abgänge, neue Mitglieder für die Schulkommission. Und weil Bo's zwei schulpflichtige Kinder haben und man sich öffentlichen Aufgaben nicht auf ewig verweigern kann, signalisiere ich meiner Bekannten, inoffiziell natürlich, meine grundsätzliche Bereitschaft, ein solches Ehrenamt anzunehmen und nach bestem Wissen und Gewissen wahrzunehmen.

«Liebe Frau Keller\*», rufe ich meiner Bekannten allerdings nachdrücklich in Erinnerung, «sind Sie sich eigentlich bewusst, wen Sie sich mit meiner Person in der Kommission allenfalls einhandeln werden?» – «Ja, sicher, Herr Bornhauser. Sagen wir es so: Wir alle wissen, dass Sie nicht unbedingt jener Norm entsprechen, die Angepasste erwarten.» Wie sich herausstellt, sucht die Kommission aber ausdrücklich Leute, die «frischen Wind» in die Schulstube bringen. «Wir sind durchaus bereit, neue Ideen zu prüfen», relativiert Frau Keller den eigenen Mut allerdings umgehend. «Frau Keller, für mich gilt: Was in Reglementen nicht ausdrücklich verboten wird, das ist ausdrücklich gestattet, in Versuchsform erst recht.» Nach dieser rechten Geraden kommt

Frau Keller bereits ins Wanken, ähnlich dem Stefan Angehrn.

Weil ich von der Arbeit einer Schulkommission ungefähr so viel Ahnung habe, wie eine Simmentalerkuh vom Klavierspielen, lasse



ich mich in den nächsten Minuten von Frau Keller ins Bild setzen. Als aktuellstes Beispiel für die Bedeutung der Schulkommission erklärt mir Frau Keller die Wahl der Lehrerschaft: «In den letzten Wochen hatten wir eine Stelle zu vergeben, für die über 100 Bewerbungen vorlagen. Die Schulkommission musste dann den Entscheid treffen. Das war keine einfache Aufgabe.» – «Frau Keller, ich nehme ja nicht an, dass sämtliche Mitglieder der Kommission sämtliche über 100 Bewerbungen durchgelesen haben, nicht wahr?» Wäre ja total ineffizient, völlig gaga. Eine moderne Kommission bildet einen dreiköpfigen Ausschuss, beauftragt diesen mit der Vor-evaluation, um dann an einer gemeinsamen Sitzung aus noch fünf Kandidatinnen und Kandidaten zu wählen. Frau Keller winkt ab: «Nein, das ist nicht üblich. Alle Mitglieder müssen alle Bewerbungen begutachten.» – «Nun, damit könnte man in Zukunft sicher abfahren, finden Sie nicht auch?» Nein, das scheint unmöglich. Womit ich bereits

bei meiner allerersten inoffiziellen Idee offiziell abgeblitzt wäre. «Frau Keller, mit solcher Ineffizienz werde ich mich nie abfinden können – und sozusagen Amok gegen irgendwelche Paragraphen laufen.» Worauf Frau Keller meint, dass der ebenfalls in Frage stehende Elternrat (im Gegensatz zur exekutiven Schulkommission eine Art Legislative) für meine Krea(k)tivität möglicherweise der passendere Ort wäre. Wie auch immer: Ich bestätige Frau Keller mein ausdrückliches Interesse an beiden Ämtern. Frau Keller verspricht daraufhin, meinen Namen als Kandidaten in die Runde zu werfen (als ob ich mich dafür aktiv aufdrängen würde ...). Weder von der Schulkommission noch vom Elternrat habe ich daraufhin etwas gehört. Henusode.

Zwei, drei Wochen später folgt dafür bereits das nächste inoffizielle Gespräch, dieses Mal mit Herrn Meyer\*, seinerseits ebenfalls Mitglied der besagten Schulkommission. Mit keinem Wort nimmt Herr Meyer Bezug auf eine personelle Neubesetzung. Herr Meyer möchte allerdings wissen, ob ich bereit wäre, die Schulkommission bei Kommunikationsaufgaben zu beraten, sie hätte diesbezüglich ein «echtes Defizit» (was ich nur bestätigen kann). Auch Herrn Meyer gegenüber signalisiere ich meine diesbezügliche Bereitschaft. Allerdings mit der bekannten Einschränkung, frei nach Frank Sinatra: My way. Will heissen: Nicht «Nur so viel, wie unbedingt nötig» wäre in der Kommunikation angesagt, sondern «Immer so viel als möglich.» Auch Herr Meyer verspricht, auf meinen Vorschlag zurückzukommen. Das war vor mehr als einem Jahr.

\*Namen für einmal geändert.

# Ab 300'000 Franken gilt man in Gstaad als willkommen.

“*Sehr gut möglich, dass Sie die nachfolgende Feststellung (nicht) erstaunen wird: Eine beachtliche Anzahl von Zeitgenossen findet, ich sei ein Unmöglicher. Weil kein eigentlicher Masochist, werden wir hier nicht auf Details eingehen. Nur soviel: Es ist in der Tat manchmal einfacher, ein gutes Image aufrechtzuerhalten als ein schlechtes. Eine gute Tat nämlich, und schon heisst es unter Umständen, «der ist gar nicht so leid, wie andere ihn beschreiben». Und schon ist man den schlechten Ruf los. Wie auch immer: Migros-intern haftet mir das Image eines Enfant terrible an, eines Hofnarren, wobei mir beide Rollen zusagen und, übrigens, auch sehr gut anstehen. Die heutige Kurzstory wird Ihnen beweisen, weshalb dem so ist.*”

Das Verhältnis der Berner Oberländer zur Migros ist ein sehr spezielles. Sagen wir es so: Eine Mehrheit der Oberländer hat nicht das Foto von Gottlieb Duttweiler auf dem Nachttischli stehen. Und deshalb kann es kaum erstaunen, dass Baubewilligungsverfahren für Migros-Projekte im Oberland erstaunlicherweise viel länger als im Unterland dauern. In Gstaad war es ganz extrem, da wurden wir über Jahre sogar amtlich behindert, aktiv und passiv. Sehr zur Freude vieler Gewerbetreibender, die die Migros noch immer für sie alle eröffnete die Migros am vergangenen 2. Dezember 1999 eine Verkaufsstelle in eben diesem Gstaad. Nach-

dem alle offiziellen Redner an der ebenso offiziellen Einweihungsfeier ihre ergreifenden Worte in zusammenhängenden Sätzen heruntergespult hatten, war ich mit der eigentlichen Überraschung des Abends parat: Mit einem Eröffnungsgeschenk an unseren Filialleiter, an Martin Ingold. Und mit einer unerwarteten Festrede, die es in sich hatte. Ich gebe sie in leicht gekürzter Version wieder, damit alle Leute, die während meiner Ansprache davongelaufen sind, sie nachlesen können. Brav so?

«Dieser 2. Dezember ist ein Freudentag für die Migros Aare. Wir freuen uns wirklich! Auf die Bevölkerung. Auf die Touristen. Auf die Begegnungen mit den Menschen hier. Und wir freuen uns darüber, dass wir bei der Planung und beim Bau dieser Migros von verschiedenen Gstaadern in einer Art und Weise motiviert wurden, die einmalig ist und ihresgleichen sucht. Dafür haben wir zu danken! Wir haben für Martin Ingold lange nach einem Eröffnungsgeschenk Ausschau halten müssen, haben sie ganz zum Schluss aber doch noch gefunden, diese Kuhhaut! (Martin Ingold erhält die Kuhhaut geschenkt.) Was wir hier nämlich in Gstaad alles erlebt haben, das geht wirklich auf keine Kuhhaut mehr! (Die ersten beiden Geladenen verlassen den Saal.)

Lassen Sie mich, sehr geehrte Damen und Herren, schnell zwei, drei MÜsterli zum Besten geben – ich verspreche Ihnen, Sie werden sich nicht langweilen. Und bitte! «Cosa nostra» will ich nirgends geflüstert hören, auch «Camorra» nicht, schliesslich sind wir ja im Saanenland und nicht in Palermo. Und gelacht wird schon

gar nicht! Also: Ich habe hier einen Brief vom Tourismusverband Gstaad-Saenenland aus dem Jahre 1995 in der Hand, unterzeichnet vom Direktor, mit Wünschen und mit Forderungen an die Adresse der Migros, die schlicht aus dem Tierreich sind, um einen Bezug zur Kuhhaut zu schaffen. Da schreibt uns also der Direktor unter anderem, dass «die Migros den Tourismus jährlich mit ca. 300'000 Franken unterstützen muss, damit sie als Partnerin im Saenenland willkommen wäre.» (Weiterer Abgang, wenn auch nicht besagter Direktor, der heute anderswo arbeitet und deshalb nicht anwesend ist.) Abgesehen davon, dass hier Sympathie nur eine Frage des Geldes zu sein scheint: Wissen Sie, was Coop hier in Gstaad jährlich bezahlt? Es ist eine vierstellige Summe ... Und was schliessen wir daraus? Dass unsere Marktpartnerin, angesichts dieses Betrages und im Vergleich zur Forderung an die Adresse der Migros, einen nur ungefähr 30 m<sup>2</sup> grossen Verkaufsraum haben muss ... (Gelächter. Ein weiterer Herr verlässt den Raum.)

Ah! Und der Securitas hier gebührt ein grosser Dank. (Applaus.) Denn: Ein aufmerksamer Securitas-Mann hat uns nämlich erst kürzlich gemeldet, dass sich nachts jemand hier rumtreibt und im Schutze der Dunkelheit mit Doppelmeter das ganze Gebäude nachmisst. Was seine Ehefrau oder Partnerin wohl zu seinen nächtlichen Eskapaden meint? Das entzieht sich meiner Kenntnis (Gelächter). Hingegen weiss ich, dass die Migros günstige Doppelmeter und Taschenlampen im Sortiment führt (neuerliches Gelächter). Sie befinden sich hinten im Laden, ganz links.

Genug jetzt aber mit der Motzerei! Wie gesagt, wir haben wirklich zu danken, für diese Verhinderungsversuche, für diese unverschämten Forderungen, für die aufgestellten Hindernisse und Schikanen. Sie haben uns nämlich nur zusätzlich motiviert! Und in diesem Geist und Unsinn darf ich Sie alle jetzt ans Buffet bitten, um Ihre Gläser auf die Zukunft dieser neuen Migros zu erheben. Und noch eine ganz freudige Nachricht: Die Apéro-Häppchen werden Ihnen nicht im Halse stecken bleiben, sie stammen nämlich nicht aus der Migros, sondern aus der Küche des Hotels Bellevue. En Guetel!»

Wie stellte mich Jules Kyburz neulich schmunzelnd einem seiner Bekannten vor, als ich eben diesem Bekannten sagte, sein Anliegen liesse sich problemlos erledigen? «Weisst du, der Bornhauser, der hat nie ein Problem; höchstens andere mit ihm. Nicht wahr, Herr Bornhauser?» Soisches.



# Weshalb ich in einem früheren Leben ein Tiger war ...

“*Liebe Mütter und Familienfrauen! Diese Kurzgeschichte ist, aus- und nachdrücklich, Ihnen gewidmet; als Hommage für Ihre tägliche Arbeit, insbesondere auch am häuslichen Herd. Ohne Sie zu kennen, wage ich nämlich zu behaupten, dass Sie sich schon mehr als erst einmal beim Zmittags-tisch geärgert haben, wenn die Familie Ihre liebevolle Kocherei dann und wann nicht zu schätzen weiss, weil die Gastronomie im allgemeinen Tohuwabohu untergeht, wenn sich die lieben Kleinen unge- niert streiten und Papa scheinbar unbeteiligt dasitzt und sich nicht in die Schlägerei einmischen mag. Wetten, dass Sie sich dabei mit einem spontan verärgerten (aber berechtigten) «Ist das jetzt der Dank dafür, dass ich mir beim Kochen für euch soviel Mühe gebe?» haben verlauten lassen? Die heutige Real- satire soll Ihnen Beweis sein, dass es nicht bloss bei Ihnen so zu- und hergeht ...*”

Bollas – Isabelle, Mario, Manuel (14), Adrian (12) und Benjamin (8) – und Born- hausers – Monika, ich, Claudia (13) und Patrick (10) – verbringen die Ostertage 2000 gemeinsam in Vercorin. Einmal, da möchte uns Monika gastronomisch ganz besonders verwöhnen; zum Znacht. Mit Steaks, mit selbst gemachter Kräuterbut- ter, mit Kartoffelgratin und mit verschie- denen Salaten. Ganz klar, dass auch ich meinen Teil zum Gelingen dieses wun- derbaren Nachtessens für neun Perso-

nen beitragen will – und deshalb zwei Flaschen feinen Weins rechtzeitig dekan- tiere.

«In fünf Minuten kann man essen!», heisst es gegen 19:15 Uhr. Ich kenne Monika. Für mich bedeutet das nichts anderes als der Marschbefehl, die Brut zusammenzutrommeln, damit alle gleich- und rechtzeitig zu Tische sitzen. Just in diesem Moment kommt Claudia zur Haustüre rein. «Claudia, wo sy d'Giele?», will ich wissen. «Kei Ahnig!», heisst es abschliessend. Ein Blick auf den Spielplatz: Fehlanzeige. In 200 Metern Entfernung sind hingegen einige Gestal- ten auf dem kleinen Karussell auszumachen. Denen muss doch nächstens schlecht werden, derart schnell lassen sie sich herumwirbeln ... Der Griff zum Feld- stecher stellt klar: Es sind Beni, Ädu und Pädu. «Die Buben sind auf dem Dreh- kreuz», bescheide ich Monika. «Sie sollen sofort heimkommen, sonst trocknet der Gratin aus!» – «Paaaaaaatrrriiick, äääääässsse!» rufe ich vom Balkon quer durch die Landschaft, mehrmals. Ohne Erfolg (ein Wunder allerdings, hat sich nicht das halbe Dorf zum Znacht bei BoBo's eingefunden, derart gut hörbar ist mein Organ). «Claudia, gang go d'Giele hole, bitte!» Sofort entwickelt sich eine Grundsatzdiskussion zwischen Vater und pubertierender Tochter, weshalb und weshalb überhaupt: «Gang doch du!» Derweil nervt sich Monika (nicht unbe- dingt der Diskussion, sondern des aus- trocknenden Gratins wegen).

Claudia tut dann überraschenderweise doch noch wie gewünscht. Drei Minuten später fehlen bloss noch Mario, Isabelle

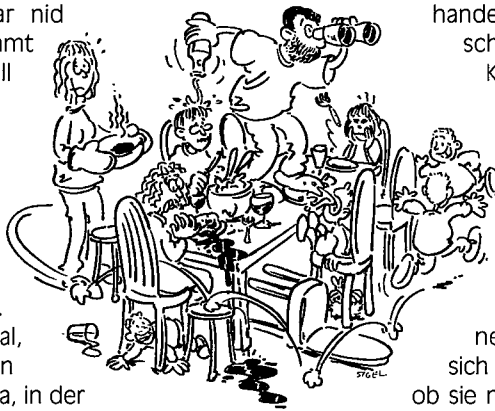


und Manuel zum Znacht. «Ich schöpfe jetzt den Kindern», heisst es resolut aus der Küche, «wo sind die anderen?» Ich mache mich auf die Suche. Vier Minuten später sind wir komplett am Neunertisch (bis auf Manuel), die Kinder längst am fooden. In einer zweiten Schicht kommen die Erwachsenen-Steaks und der Cratin auf die Teller. «Mamaaa! Ig wott no Gratin!», lässt Patrick wissen. Ich komme seiner Mutter energisch zuvor: «Wart itz! Ggesch nid, dass d'Mama no am Choche isch und mir Erwachseni no gar nid ässe?» Manuel kommt herein und will unbedingt dort sitzen, wo Klein-Beni hockt. Während des Bruderzwists erhalten auch Mario und ich unsere Teller. «Beginnt schon mal, sonst wird das Essen kalt», rät uns Monika, in der Küche noch immer mit Isabelles und ihrem Teller beschäftigt. «Mama, mir isch schlächt!», sagt ein kreidebleicher Beni (das kleine Karussell lässt grüssen). Derweil traktiert Pädu seine Schwester unter dem Tisch mit Fusstritten. «lllllllllll, Thomas, zeig mir mal dein Steak!», ist von Isabelle zu hören. «Spinnst du? Das ist ja noch ganz roh, innen! Das ist ganz ungesund, davon kriegst du Würmer!» – «Ich liebe es aber bleu. Das muss damit zusammenhängen, dass ich in einem früheren Leben ein bengalischer Tiger war.» Isabelle bleibt dabei: «Das isch gruusig!»

Dicke Luft, nicht bloss in der Küche. Eine weitere Eskalation der Ereignisse scheint kaum mehr möglich. Augenblicke später kommt Monika mit den beiden letzten

Tellern zu uns an den Tisch: «En Guete!» Beni schreit auf, allerdings nicht des Karussells wegen: «!g wott no Gurkesalat!» (dabei ist der zwischenzeitlich bereits rübis und stübis weggegessen). Auch Isabelle meldet sich: «Dieses Fleisch kann ich nicht essen, das ist noch halb-roh!» (obwohl es, für mich, optisch wie hoffnungslos durchgebraten aussieht). Also kommt das Steak nochmals in die Pfanne, derweil Mario seiner Frau gut gemeinte Brattipps gibt; Beni noch immer nach nicht mehr vorhandenem Gurkensalat schreit (und den Kopfsalat kategorisch verweigert), Claudia sich mit Fusstritten bei ihrem Brüetsch revanchiert, Manuel sich ob seinem Sitzplatz und wegen Beni nervt und Monika sich Vorwürfe macht, ob sie nicht viel zu wenig Gurkensalat aufgetischt hat. Es richtigs Gschlegu. Friede, Freude, Osterfladen.

Noch vor dem Dessert gelingt es uns immerhin, einander zuzuprosten. Und: Keine Angst! Derartig chaotische Essen gehören bei Bo's und Bo's zwar nicht gerade zum Standardrepertoire (sie sind aber auch nichts Aussergewöhnliches, wenn auch immer mit leicht anderer Regie). Ich bin gespannt, wie es im Sommer bei unseren gemeinsamen Hausbootferien in Frankreich zu- und hergehen wird. Wenn da bloss keiner den Stöpsel während des Nachtessens zieht ...



# Ernst Aemisegger in den Nationalrat!

“*Stimmt: Ich verrate Ihnen kein Staatsgeheimnis, wenn ich mich mit der Bemerkung oute, dass ich mit der Politik, um es einmal ungewohnt diplomatisch zu sagen, nicht sehr viel anfangen kann. Klar, der Fehler liegt bei mir, denn bei keiner Partei würde ich meine eigene Antrittsrede überleben. Ein Impulsiver bin ich, aber das mag an meinem Namen liegen, denn der wirklich bekannte Thomas Bornhauser (1799–1856), Pfarrer zu Weinfelden (heute mit einer nach ihm – nicht nach mir! – benannten Strasse und einem Schulhaus), war ein, glaubt man der thurgauischen Geschichtsschreibung, ausgesprochener «Hitzkopf und Stürmer». Nun, das wirklich Verrückte an meinem Unverständnis der Classe politique gegenüber: Immer, wenn ich mit ihr zu tun habe, werden meine blöden Vorurteile ... bestätigt.*”

National- und Ständeratswahlen sind angesagt – und mit ihnen das unvermeidbare Bedürfnis aller Kandidatinnen und Kandidaten, sich plötzlich bekannt und, womöglich, erst noch beliebt zu machen. Keine Gelegenheit wird dabei ausgelassen. Im Gegenteil: Der Fantasie, eine so genannte Plattform zu finden, sind keine Grenzen gesetzt. Wie wäre es denn mit Werbung auf Lebensmitteln? Siehe auch Seiten 42/43.

So eine Wahl-Plattform findet am 21. August 1999 auf dem Areal des Shoppy-

lands Schönbühl statt, wo eine andere Plattform aufgebaut wird: Die Frischeplattform der Migros Aare. Geladen hat die FDP Oberaargau. Und zwar – es ist ja Wahlzeit – auf die total Ungewöhnliche: An einem Samstagmorgen (!) um 06:45 Uhr (!) zu einer «Betriebsbesichtigung der Migros Aare, mit anschliessender Podiumsdiskussion unter der Leitung von Nationalrat Jean-Pierre Bonny.» Weil hochoffiziell öffentlich, mache ich mich keiner Indiskretion schuldig, wenn ich Ihnen, wenn auch nur im Nachhinein, einige Müsterli und Episödden rund um die Veranstaltung ausplaudere ...

Bereits im Vorfeld der Übung gibt es Mintern zu schmunzeln. Die charmante Diana Monopoli, Sekretärin von Supermarkt-Boss Ernst Aemisegger, informiert das Kader der Migros Aare über die Wahlveranstaltung. Erster Satz ihres Memos: «Wie Sie wissen, finden am 21. August die National- und Ständeratswahlen des Landesteiles Oberaargau in Schönbühl statt.» Aha. Merke: Auch bei Diana steht Politik offenbar nicht an erster Stelle ihrer Freizeitaktivitäten (ob sie deshalb so eine Fröhliche ist?). Nie sind Politiker; pardon, nie sind Kandidatinnen und Kandidaten so volksnah und zugänglich wie während des Wahlkampfes. Ist auch am 21. August in Schönbühl nicht anders. Wie ich um 06:30 Uhr einlaufe, da werde ich vor der Betriebszentrale, die ich seit bald 15 Jahren jeden Morgen betreue, von einem mir total unbekanntem FDP-Mann (erkennbar an seinem unübersehbaren FDP-Abzeichen) per Handschlag begrüsst: «Schön, dass Sie schon so früh zu uns kommen, Herrrr, eh...Herrrr... Wie ist Ihr Name?» Der Mann, wohl im Glau-

dat Silvain Astier (den nicht einmal Jean-Pierre Bonny kennt) oder Frau eh, Frau ehhhh, sorry – ich habe leider ihren Namen vergessen.

Vera-Verena Schlittler-Graf aus Köniz, im Publikum sitzend, meldet sich in Richtung Podium zu Wort, stellt sich vor und fügt hinzu, dass sie auf der «Liste 7» figuriert. Jean-Pierre Bonny zeigt sich einmal mehr überrascht: «Was ist denn die Liste 7?» Vera-Verena Schlittler-Graf sec retour: «Herr Bonny, das ist die offizielle Frauenliste der FDP.» Scho wider öppis lernt. Die Diskussion plätschert so dahin, mit wegweisenden Feststellungen wie zum Beispiel jener einer NR-Kandidatin: «Ich unterstütze es, dass wir das nicht unterstützen.» Soso.



ben, einen potenziellen FDP-Wähler vor sich zu haben, irrt ebenso wie jener Zeitgenosse, der meint, FDP stehe abkürzend für Filets de perche. Nun denn: Weil auch ein Tag im Leben vieler vielbeschäftigter Politiker nur 24 Stunden aufweist, kommen dann und wann gewisse Vorbereitungen zu kurz. Wie anders sonst ist – nach der Betriebsbesichtigung, zu der sich schätzungsweise 30 Leute eingefunden haben – die Frage von Moderator und Aushängeschild Jean-Pierre Bonny zu verstehen, der vor Beginn der Podiumsdiskussion sicherheitshalber bei einer FDP-Lokalgrösse nachfragt, ob es sich «heute wirklich um den Landesteil Oberaargau» handelt?

An der Podiumsdiskussion nehmen 17 Leute teil – von hochrangigen Politikerinnen und Politikern wie Christine Beerli und Gast-Star Samuel Schmid angefangen, bis hin zu Leuten wie FDP-NR-Kandi-

Währenddem Ständerätin Christine Beerli eine Frage beantwortet, flüstert Jean-Pierre Bonny Migros-Aare-Boss Herbert Bolliger etwas ins Ohr – und jener, Sekunden später, Ernst Aemisegger. Letzterer steht sofort auf und verschwindet, um einige Minuten danach wieder seinen Platz einzunehmen. Wie sich zum Schluss herausstellt, handelt es sich beim kleinen Päckchen, welches Ernst A. Jean-Pierre B. zusteckt, um Eierchwämme. Der (heute ex) Nationalrat hörbar in kleiner Runde: «Meine Frau sagte mir, ich solle, wenn ich schon bei der Migros sei, unbedingt noch Eierchwämme mit nach Hause bringen.» Für diese vorgelebte Effizienz gibt es nur ein Fazit: Ernst Aemisegger in den Nationalrat!

# Was der Stapi und ein Mödeli Anke Gemeinsames haben.

“Demnächst einmal sind wieder Wahlen angesagt, auch in der Stadt Bern. Und mit diesen Wahlen werden sich die Kandidatinnen und Kandidaten wieder einiges einfallen lassen, um kurzfristig eine so genannte Plattform zu finden, damit sie sich Gehör verschaffen können, auch wenn sie uns eigentlich gar nichts zu sagen haben. Anyway: Ich staune immer wieder, wie wenig fantasievoll Politikerinnen und Politiker sich anstellen, wenn es darum geht, neue Wege der Kommunikation zu beschreiten, auf denen sie wirklich auffallen und wahrgenommen würden. Hier deshalb einige Gratistipps.”

Öffnen Sie doch einmal Ihren Kühlschrank. Was gibt es da? Genau. Lebensmittel. Und was sehen Sie auf den Verpackungen eben dieser Lebensmittel? Exakt. Irgendwelche Abbildungen und langweilige Produktedeklarationen, und das auch noch dreisprachig. Nur: Hat Ihnen schon einmal eine Politikerin oder ein Politiker aus dem Kühlschrank entgegengelächelt? So richtig frisch (siehe auch Seite 41)? Sehen Sie, mir auch nicht. Und deshalb sei den interessierten Kandidatinnen und Kandidaten empfohlen, schleunigst mit der Lebensmittelindustrie Kontakt aufzunehmen (noch bevor es ein anderer tut). Jede Wette: Sogar CNN würde einen längeren Bericht über diese revolutionäre Wahlpropaganda machen.



Klaus Baumgartner, beispielsweise, könnte von der Butter lächeln, eventuell sogar mit seinem Konterfei als Präge-  
druck im Ankemödeli. Selbststredend mit dem treffenden Slogan: «Mit mir läuft es wie geschmiert.» Die Butter ist deshalb ein guter Werbeträger, weil sie regelmässig auf den Familientisch kommt und so grosse Beachtung findet, auch bei den Jungwählern. Würde der offizielle Stapi die Butter strategisch besetzen, hätte er gleich zwei Brote aufs Mal geschmiert, denn der inoffizielle Stapi, Alexander Tschäppät, könnte Klaus B. so nicht mehr die Butter vom Brot nehmen und müsste gezwungenermassen auf ein anderes Produkt ausweichen, möglicherweise auf Joghurts, wo die Auswahl bekanntlich sehr gross ist und jedes Früchtchen um seine Wahl buhlt (siehe auch Details unter [www.waehlt-mich.ch](http://www.waehlt-mich.ch)).

Logo, Therese Frösch ist gesetzt: Als Fan von ihr und auch als Migros-Mann würde ich sie zwar gerne auf den preiswerten M-Budget-Produkten sehen – Slogan: «Sparen macht Sinn!» –, aber der Frisee-Salat scheint doch passender für die Finanzdirektorin; allerdings nicht wegen des angeblichen Salats in der Liegenschaftsverwaltung (bei der ihr Vorgänger eine völlig ungeniessbare Fertigsalatsauce hinterlassen hat), sondern wegen ihrer Frisur, die dann und wann an das besagte Gewächs aus biologischem Landbau erinnert.

Auch für Adrian Guggisberg scheint die Verpackung gegeben: Jene der Cervelats nämlich. Und zwar mit dem prägenden Fazit: «Bei mir wird nicht gewurstelt!» Als Cervelat-Sympathieträger könnte der Bau- und Planungsdirektor sogar noch einen Schritt weiter gehen und den Konsumentinnen und Konsumenten auf der Packung einen Tipp für einen feinen

Wurstsalat mit auf den Weg in die Küche geben.

Für in der Öffentlichkeit weniger wahrgenommene oder omniprésente Politikerinnen (die, meist nach eigener Einschätzung, stillen Schafferinnen) gilt es, wegen des drohenden Verfalldatums, möglichst lang haltbare Lebensmittel anzupeilen, damit man ständig an sie erinnert wird. Claudia Omar, so kommt mir spontan in den Sinn, könnte, auch wenn eher selten im Kühlschrank aufbewahrt, die Buchstabensuppe für sich monopolisieren. Slogan: LUCAAID ROMA NI END MARTEDEINGE! Süsch no Frage, liebi Schüelerinne u Schüeler?

Verbleibt also noch Kollega Wasserfallen. Der hat es uuuuschwer. Nicht bloss im politischen Alltag – auch im Kühlschrank scheint er isoliert. Was kommt für ihn überhaupt in Frage? Eine Kollegin, auf deren Urteil ich zwar keinen grossen Wert lege (und mich, ganz im Gegenteil, davon explizit distanziere!), meinte, ein Putzmittel – Sonnenschutzfaktor 18 – wäre für den FDP-Mann ideal. Sozusagen symbolisch für ein sauberes Bern.

# Wenn das rote Kreuz bewusst Unwahrheiten verbreitet

“ Da läßt also ein bestandener Journalist seine Berufskolleginnen und -kollegen zum Stamm. Gast in dieser Runde ist meine Kollegin und Nachfolgerin als Pressesprecherin bei der Migros Aare, Andrea Müller-Hildebrand. In der Einladung steht über Andrea Folgendes zu lesen: «Ihr Vorgänger hat die Nase von den Journalisten derart voll, dass er ihr seinen Posten überlassen hat.» Nur: Der Mann weiss, dass das nicht ganz der Wahrheit entspricht. Ich habe nämlich nicht die Nase von den Journalisten im Allgemeinen voll, sondern «lediglich» von jenen Medienschaffenden, die Tatsachen verdrehen. ”

Mit immer mehr Gratiszeitungen und TV-Sendern in der Schweiz nimmt der Druck auf die Journalisten in einem Mass zu, der sowohl für die Medienschaffenden selber als auch für die in der Berichterstattung Direktbetroffenen zum Teil unerträglich ist. Kaspar Villiger könnte dazu vermutlich auch ein Buch schreiben. Auflage und Einschaltquoten über alles? Fast scheint es so. Und mitunter gebärden sich dabei einzelne Redaktoren einer Konsumentensendung am TV wie selbst ernannte Alles(besser)wisser aus den monopolistischen Staatsfernsehanstalten längst zusammengekrachter Zeiten. Ich darf Ihnen – stellvertretend für viele weitere – vier krasse Beispiele und einen «Anhang» aufzeigen, die unberechtigt/unberichtigt durch den Medienwald gingen und mit dafür schuld sind, dass einem die Arbeit mit einem

gewissen Genre von Journaille letztlich tatsächlich verleiden könnte.

## Der Leserbrief

Wir müssen zu einem Vorfall in einer Migros-Filiale Stellung nehmen, der in der beschriebenen Form nicht stattgefunden hat. Der Redaktor beharrt trotzdem auf einer öffentlichen Stellungnahme unsererseits. Und weil der Kunde (selbst wenn er uns in einem Leserbrief mit Unwahrheiten angreift) König ist, muss sich meine Arbeitgeberin zu Unrecht wegen einer bewusst konstruierten Zeitungsente entschuldigen. Nachträgliche Reaktion aus der Zeitungschefetage, auf den Vorfall angesprochen: «Ich finde das souverän, wie Sie das gemacht haben, das mit der Entschuldigung.» Ganz ehrlich: Ich wähe mich dabei nicht bloss im falschen Film, sondern im falschen Kino. Geits no?

## Das rote Kreuz

Dieser Vorfall hat mit dem Roten Kreuz (!) gar nichts zu tun, aber der irreführende Titel dieser Kurzgeschichte soll Ihnen aufzeigen, wie sehr wir alle uns beeinflussen und irreleiten lassen. Bitte entschuldigen Sie meinen Fauxpas – aber in diesem Fall musste das einfach sein. Also: In einer Wirtschaftszeitung erscheint ein Artikel über mögliche (...) Änderungen innerhalb der Migros. Auf einer abgebildeten Schweizer Karte ist der Standort Schönbühl als Betriebszentrale mit einem roten Kreuz fett durchgestrichen. Bei uns in Schönbühl ist der Teufel los, anders kann man das nicht sagen. 1'000 Leute bangen zu Unrecht um ihren Arbeitsplatz. Auf den Schwachsinn angesprochen, meint der Redaktor:

«Die Kreuze auf der Karte waren lediglich symbolisch gemeint. Nun regen Sie sich doch nicht so auf ...»

### Die Verdreherin

Einer Journalistin kann ich beim Gegenlesen meiner Zitate beweisen, dass sie Unwahrheiten schreibt. Sie erhält deshalb per Fax umgehend einige zusätzliche Dokumente, die meine Aussagen belegen. Die Unterlagen hätte ich aber ebenso direkt in den Papierkorb

werfen können: Der unkorrekte Sachverhalt wird bewusst und wider besseren Wissens veröffentlicht. Ich frage mich: Was geht in einer solchen Journalistin vor?

### Der Ghostwriter

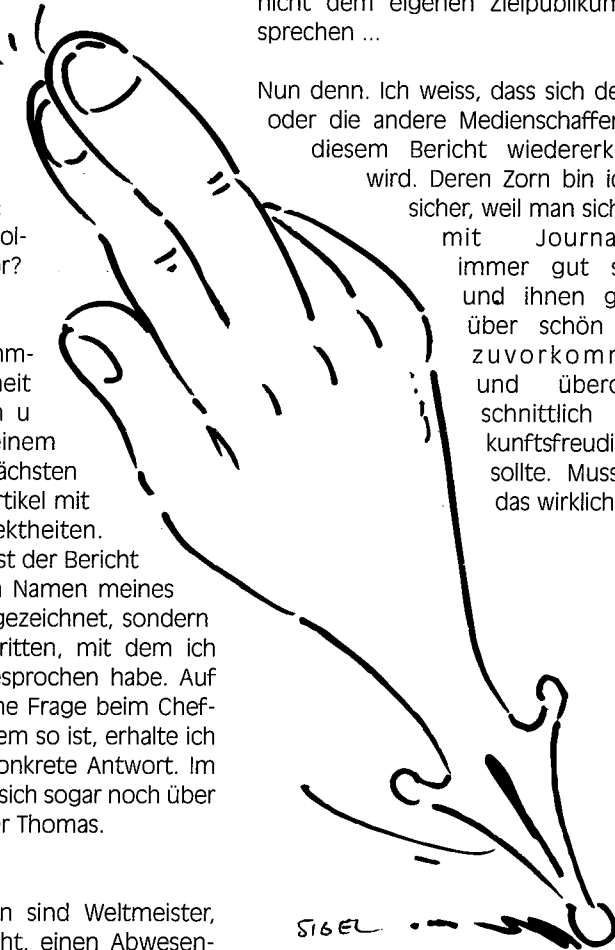
In einer ganz bestimmten Angelegenheit rede ich «z'Längem u z'Breitem» mit einem Journalisten. Am nächsten Tag erscheint der Artikel mit vielen Unkorrektheiten. Interessanterweise ist der Bericht aber nicht mit dem Namen meines Gesprächspartners gezeichnet, sondern mit jenem eines Dritten, mit dem ich überhaupt nicht gesprochen habe. Auf meine diesbezügliche Frage beim Chefredaktor, weshalb dem so ist, erhalte ich nicht einmal eine konkrete Antwort. Im Gegenteil: Er macht sich sogar noch über mich lustig. Dummer Thomas.

### Die Zivilcourage

Gewisse Journalisten sind Weltmeister, wenn es darum geht, einen Abwesenden, der sich nicht erklären kann, in die Pfanne zu hauen. Kürzlich auch rund um

Gölä passiert, der sich bekanntlich in Australien aufhält und für Journalisten nicht zu sprechen ist. Spott und Hohn wird in einer Zeitung über den Berner ausgeleert. Wow! Was für eine journalistische Meisterleistung! Was für eine Zivilcourage! Stellt sich bloss noch die Frage, welche Gesinnung hinter einer Chefredaktion steckt, die sowas zulässt. Übrigens: Es ist genau jene Zeitung, die sich in ihrer Eigenwerbung gezielt über Menschen lustig macht, die offenbar nicht dem eigenen Zielpublikum entsprechen ...

Nun denn. Ich weiss, dass sich der eine oder die andere Medienschaffende in diesem Bericht wiedererkennen wird. Deren Zorn bin ich mir sicher, weil man sich doch mit Journalisten immer gut stellen und ihnen gegenüber schön artig, zuvorkommend und überdurchschnittlich auskunftsfreudig sein sollte. Muss man das wirklich?



# 56 – die oberste Stufe einer zu kurzen Treppe!

Von Hans Häusler, Wohlen – Pressechef der Stadt Bern

“ *Mindestens viermal pro Jahr beschleicht mich während Stunden das lähmende Gefühl, ein ganz und gar undiszipliniertes und selbstzerstörerisches Individuum zu sein. Ausgelöst werden diese Gefühle erstens in der Praxis meines Hausarzts, zweitens in Kleidergeschäften mit Konfektions-Höchstgrösse 56. Kennen Sie den mitleidvollen, gegebenenfalls entsetzten oder aber verurteilenden Blick, dem Sie begegnen, sobald man die ganze Fülle Ihrer Figur konkret wahrzunehmen beginnt? Da nützen weder schuldbewusste Bescheidenheit noch fröhlich-witzige Selbstkritik. Knallhart und schonungslos wird das Vorhandensein überflüssiger Kilos registriert und mit Waage oder Messband dokumentiert.* ”

Während der demütigende Spiessrutenlauf beim Hausarzt faktisch unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfindet, kann er im Kleidergeschäft sehr wohl breitere und damit einschneidendere Öffentlichkeitsresonanz haben. Den interessierten Beobachtenden wird nämlich nicht entgehen, wie die Bedienenden in den rückwärtigen Stellungen verzweifelt nach verstaubten Restposten fahnden, deren Zuschnitt meist an eine Anhängerblache erinnert. Sie werden sich auch am Angstschweiss jener weiden, die trotz Luftanhalten und eingezogenem Bauch keine Beinbekleidung höher als bis zu den Oberschenkeln bringen. Und gelingt es dann beim Anpro-

bieren, den Hosenschlitz einigermaßen zuzukriegen, dehnt sich der Hosenboden sicher bis zu den Kniekehlen hin. Nicht zu reden vom Veston, dessen mittlerer Knopf sich beim Zuknöpfen spannt wie eine Violinsaiten, während der Reststoff Falten schlagend ums Gesäss schlottert, ähnlich einem schlampig übergeworfenen Tarnnetz bei einer Fliegerabwehrkanone. Farblich sind die Stoffe entweder in Elefanten-Grau gehalten oder aber in zirkusclown-ähnlichem Karo; Schwarz oder Dunkelblau existieren kaum in diesen Kleidergrössen. Hat man dann – wenn überhaupt – etwas Anziehbares gefunden, kostets eine horrende Stange Geld, nicht zuletzt der teuren Änderungskosten wegen.

Ich bin mir absolut bewusst, meinen früher sportlich-schlanken Körper höchst eigenhändig Kilo für Kilo verunstaltet zu haben. Es ist mir auch klar, dass die Kleiderindustrie ihr Schwergewicht nicht auf die Fabrikation von Schwergewichtsgrössen legen kann. Aber vielleicht wäre es ratsam, zur Kenntnis zu nehmen, dass trotz Birchermüesli und Fitnesszentren immer mehr Leute zu den Vollschlanken gehören. Unter anderem auch Männer, für welche die Konfektionsgrössen-Grenze 56 zunehmend zur Provokation, zum

Depressionen auslösenden textilen coitus interruptus wird!





# Blabla. Und das ... mehrsprachig.

Von Matthias Mast, Iltigen, Chefredaktor «Berner Bär»

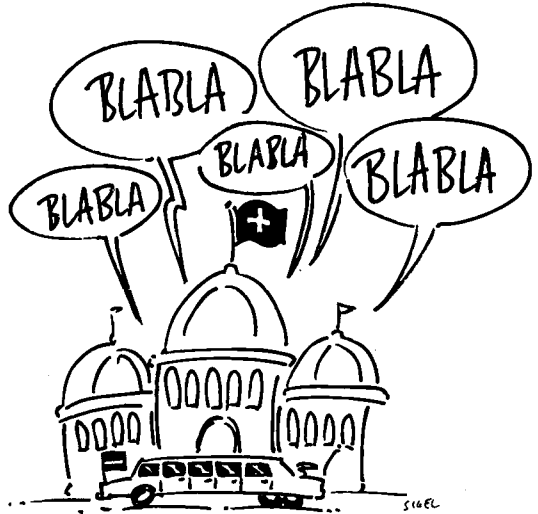
“ Und nun blenden wir zurück: Der deutsche Bundespräsident fliegt in Zürich-Kloten ein. Der Lärm seines Jets belästigt vor allem seine eigenen Landsleute ganz im Süden. Der deutsche Bundespräsident (kurz: dBP) entsteigt mit Gemahlin dem Flug, unten steht Ogi mit seiner Katrin: «Blabla». ”

Der Sonderzug, worin der Kluge reist, fährt nach Bern. Im Salonwagen sitzen der dBP, Ogi sowie Hinz und Kunz der obersten Gehaltsklasse: «Blabla».

Der dBP trifft zum zweiten Mal in der Schweiz ein, dieses Mal vor dem federalen Palais: «Blabla». In der Wandelhalle hat der dBP Freude an den Freunden, Ogi hat sowieso nur Freunde und Freude, alle anderen auch; Ruth Metzler etwa (wie immer mit Hinterfultiger-Dorfcoiffeur – «toll, Ihre neuen Leggings!» – Design-Frisur) oder Kaspar Villiger, mit viel sagend nichts sagender Miene, wie immer, wenn ihm sein Chef Daniel Eckmann nichts (vor)sagen kann. Fazit nach dem Wandelhallen-Zirkus: «Blabla».

Der dBP isst im Berner Rathaus neben dem Rollstuhl-Lift; der Berner Regierungsratspräsi (BRRP) Sämi Bhend hat Freude, seine Nachfolgerin Ursula Andress (oder so ähnlich) auch: «Blabla».

Am nächsten Tag reist der dBP – dieses Mal ohne BRRP – dahin und dorthin, mit und ohne Trachtengruppe: «Blabla», derrière les coulisses, chers amis, même en français. Der dBP lädt ins Bellevue, Frau Borer endlich rückenfrei; es gibt zu essen



und zu trinken und viele schöne Festreden: «Blabla».

Am folgenden Tag reist der dBP dahin und dorthin, mit und ohne Trachtengruppe: «Blabla» (siehe auch Vortag, dieses Mal, cari amici, anche in italiano).

Der dBP verabschiedet sich von Ogi & friends («Blabla») und fliegt dorthin zurück, wo er auch gekommen ist: Berlin. Alles bloss «Blabla»? Sicher nicht! Staatsbesuche erhalten nicht bloss die Freundschaft, sie vertiefen sie auch. Jawohl! So ist es.

Der Dank für die helvetische Gastfreundschaft und die tiefsinnigen politisch wichtigen Gespräche kommt drei Tage später aus Berlin: Zürich-Kloten soll künftig nicht mehr über Süddeutschland angeflogen werden. Fertig «Blabla».

# Unheimlich heimelige Politik

von Ursula Reinhard, Bern

“ Die folgende Geschichte veröffentlichte ich letzten Sommer im «Altstadt Quartierblatt». Ein gestandener Berner disqualifizierte sie als erfunden, als reine Propaganda von Frau Zölich. Dummerweise sass ihm genau jener Ürsu gegenüber ... Doch, beginnen wir beim Unheimlichen”

Wenn ich feierabends heimkomme und die Postgasse wirkt wie tot, dann weiss ich: Staatsbesuch ist angesagt. Vom Wohnzimmerfenster aus lässt sich der Ablauf herrlich mitbeobachten. Zuerst stellt man eben fest, dass alles weggeräumt und beordert worden ist, was nach Leben aussieht. Ausser einer Handvoll Sicherheitsleute – bewaffnet bis auf die Zähne. Beim Eindunkeln drapiert sich Wagen um Wagen in der Gasse, alles vom Feinsten – mit Chauffeuren. Sie warten. Und rauchen. Die Sicherheitsleute geben Weisungen durch. Ein Asiat fragt in perfektem und akzentfreiem Deutsch eine unserer Beamtinnen nach dem korrekten Vorgehen, verkehrstechnisch. Sie antwortet irgendwie mit «Ja wisset Ihr, da müsst Ihr halt da ganz rechts reinparkieren.»

Kaum vom Glühen der Zigaretten lässt sich ein anderes rotes Lichtchen unterscheiden, es leuchtet ab und zu vis-à-vis auf dem Dach auf. Man weiss Bescheid: Laserpunkt, Scharfschützen in Position. Auch die Polizei markiert Präsenz: Töfffahrer in leuchtend orangen Anzügen schlängeln sich zwischen den diskreten Limousinen durch. Funkgeräte schnarren. Stimmengewirr rauscht durch die

Gasse. Nervosität herrscht. Irgendwann beginnt der Konvoi sich dann zu verschieben, eskortiert von unzähligen Beschützern. Laserpunkte und Zigaretten verschwinden. Die Politiker haben die Postgasse verlassen, sie atmet auf, das Leben hat sie wieder.



## Schnitt.

Im «Berner Bär» vom 15. Juli stand: Zitat der Woche von Regierungsrätin Elisabeth Zölch: «Mit Schwung in den Sommer!» Damit, dass dieser Schwung so ziemlich genau in meinen Armen landet, hatte wohl niemand gerechnet. Am allerwenigsten ich, als ich an jenem Tag mit Pesche und Ürsu in der Laube vor dem Jucker sass. Frau Zölch passierte ziemlich eilig unseren Tisch, als die beiden Herren an meinem Tisch aus einem Munde «LISI!» riefen. Die so Angesprochene riss einen Stopp und landete, ehe sie sich versah, auf dem einzig freien Stuhl an unserem Tisch. Sie lachte fröhlich in die Runde. «Wer nennt mich Lisi?», begehrte sie zu wissen, «so sagt mir sonst niemand!» «Meinen Sie vielleicht», dachte ich. Bei uns zu Hause nennen wir Frau Zölch immer nur «ds Lisi», und wir sprechen oft von ihr. Mein Vater ist nämlich total Fan von ihr und erkundigt sich bei mir immer über ihr Ergehen. Gerade, als ob ich sie persönlich kennen würde. Er hingegen hatte ihr schon einmal Auge in Auge gestanden, bei einem Umzug, er auf der Seite der



Zuschauer, sie in der Parade. Diesen grössten aller seiner Augen-Blicke schildert er immer wieder. Nun, ich war offensichtlich die Einzige am Tisch, die Lisi nicht per Du kannte. So benahm ich mich artig – vorerst: «Grüessech, Frau Zölch». Aber da sie ja nun schon mal da sass und jemand ihr

ein volles Glas hingestellt hatte, wurde ich übermütig und fragte sie ganz spontan nach einem Autogramm. Für meinen Vater. Weil er eben so für sie schwärme. Sie zögerte keine Sekunde, ergriff Papier und Kugelschreiber. «Wie heisst ihr Vater denn?» – «Päppu».

Während Lisi am Schreiben («Lieber Päppu...») war, spielte Ürsu auf seinem Natel herum. Päppu, Telefon: Auweia, durchfuhr es mich, ich wollte ihn doch heute noch anrufen und hatte das total verschwitzt. Ich schämte mich ein bisschen. Päppu, Telefon, Lisi, Natel, anrufen ... Es war ein kurzer kecker Gedanke: «Ürsu, darf ich mal eben, wie funktioniert das Ding? Merci. Und Sie, Frau Zölch, würden Sie dann bitte schnell hallo sagen, wenn ich Päppu am Telefon habe?» Lisi wurde etwa gleichzeitig mit Schreiben fertig, wie ich mit Wählen. Da nahm sie mir – schwupps – das Natel aus der Hand: «I cha dank grad säuber mit ihm rede.» Das Weitere? Nun, bisher hat es wohl noch niemals jemand geschafft, auf einen Schlag zwei Fünftel unserer Familie sprachlos zu machen. Lisi plauderte mit einem stotternden Vater, der nicht wusste, wie ihm geschah, und ich sass mit offenem Mund daneben. Pesche und Ürsu lachten, die Passanten grüssten, das Leben schwirrte. Kurz: Freude herrschte. Und weit und breit war kein einziger Sicherheitsbeamter zu sehen.

Inzwischen hat Päppu das Autogramm gerahmt, die Sprache wieder gefunden und mindestens bei zweihundert Leuten von unserer Regierungsrätin geschwärmt. Trotzdem hat der «Propaganda»-Kritiker Unrecht: Frau Zölch hatte ja keine Ahnung, was Päppus Tochter alles mit jener wahren Geschichte anfangen würde ...

# Ferien auf Balkonia!

Von Peter Aeberhard, Bätterkinden

“ Die einzigartige Ruhe genießen, während alle anderen im Stau, an der Bergbahn oder am Meer stehen. Gibt es etwas Schöneres? Für meinen Schatz und mich jedenfalls nicht. Während ich mich in der Oltner-Badi, ausreichend mit Sonnenschutzfaktor 20 versehen, auf meinem Liegestuhl räkle, kommt mir ein grossartiger Gedanke: «Wir könnten doch heute Abend irgendwo auf einer schönen Gartenterrasse etwas Feines essen gehen.» ”

Zugegeben, es war keine weltbewegende Idee, aber für mich ist Essen auf dem Balkon oder in einem schattigen Gartenrestaurant halt einfach gleichbedeutend mit Ferien. Mein Schatz, im Liegestuhl neben mir liegend, war

ebenfalls begeistert. Ich verspürte schon bald unbändige Lust auf einen schönen Teller Spaghetti Carbonara mit einem rasigen Salat Michele, dessen Hauptbestandteil Knoblauch ist. Und das bekommt man nirgends so gut wie im Restaurant Landhaus in Starrkirch. Mein Schatz war der Meinung, im Garten des Restaurants Wilerhof, ganz in der Nähe vom Landhaus, wäre es viel schöner. Danach machten wir einen klassischen Meinungsaustausch. Sie kam mit ihrer Meinung zu mir und ging mit meiner Meinung von dannen. Nach einem kurzen Facelifting zu Hause machten wir uns zu Fuss auf den Weg ins Landhaus, gemütlich und guten Mutes (wer wird denn im Sommer für so kurze Strecken schon das Auto nehmen?).

Wie es dazu kommen konnte, dass das Restaurant mit der grössten und schönsten Terrasse weit und breit mitten im Sommer Ferien macht, interessierte uns nun eigentlich auch nicht mehr. Gastronomen sind halt manchmal schwer zu verstehen!



Ein wunderschöner, heisser Sommerabend, und wir stehen vor einem verwäiterten Gartenrestaurant. Mein Schatz strahlte, alles klar, ab in den Wilerhof. «HEUTE RUHETAG» steht unübersehbar an der Türe. Ist ja logisch, heute ist Montag. Das hat man nun davon, wenn man in den Ferien nie auf den Kalender schaut und dabei jegliches Zeitgefühl verliert.

Zu Fuss geht es weiter, dann halt eine Pizza. Da ist doch der Italiener mit der schönen Terrasse. Na also, die Türe ist offen. Das Restaurant ist leer, auf der Terrasse kein Mensch. Ganz hinten in einer düsteren Ecke sitzt der Wirt und sieht uns gelangweilt entgegen. Ich munkte so etwas wie «Nein, hier sind sie auch nicht...», und wir beide rennen lachend die Treppe runter. Unterdessen kamen wir der magischen: «Küche-geschlossen-Grenze» immer näher. Also, ab nach Hause und trotz guter Vorsätze das Auto aus der Garage holen. Wir fahren zur nächsten Pizzeria in Olten. Merke: Je grösser der Zeitdruck und das plagende Hungergefühl, desto kleiner werden die Ansprüche und Prinzipien. Sie wissen, was jetzt kommt? Laut dem Zettel an der Türe ist Dienstag und Mittwoch Ruhetag. Heute ist doch aber Montag! Der Pizzaiolo hat wahrscheinlich am Montag frei – und dann am Dienstag und Mittwoch Ruhetag. Ein wunderschöner Sommerabend ...

Wir fahren weiter, das Lachen ist uns bereits etwas vergangen. Dann in Aarburg: Ich reisse instinktiv das Lenkrad herum und fahre zur «Bergwirtschaft Höfli». Oh Wunder, Autos wohin das Auge reicht, für uns unterdessen gleichbedeutend mit «Restaurant geöffnet». Wir parkieren zwangsläufig etwas abseits – Laufen ist halt doch gesund. Wie könnte es anders sein an diesem Abend, ganz nah beim Eingang wäre noch ein Park-

platz frei gewesen an superguter Lage. Was soll's, endlich kommen wir zu unserem wohl verdienten und erst noch ausgezeichneten Essen.

Dann aber: Ein heulender Motor, kreischende Reifen und ein dumpfer Knall. Alles springt auf, rennt auf die Strasse. Eine verwirrte ältere Dame hat das Bremspedal mit dem Gaspedal verwechselt, dabei zwei Autos demoliert und ist nur dank einem kräftigen Baumstrunk nicht den Berg hinuntergestürzt. Sie ahnen es vielleicht: Ort dieses Malheurs, der oben beschriebene, supergut gelegene freie Parkplatz. Merke: Manchmal dauert es einfach etwas länger, bis das Glück dich endlich findet.

# Wenn man real im falschen Film sitzt ...

Von Sabine Arn-Neumann, Seedorf

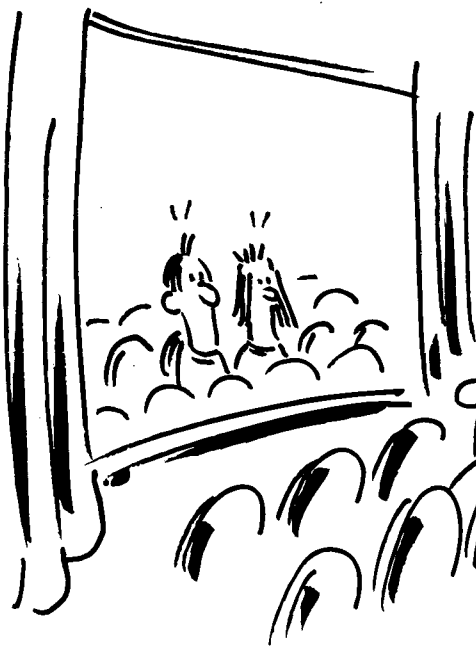
“*Karikaturist Beat Sigel beschreibt auf Seite 60/61 seine Erlebnisse in Zusammenhang mit einem Kinobesuch in Bern. Einschlägige Erfahrungen hat in dieser Beziehung auch Sabine Arn-Neumann. Auch ihre Story kam ganz spontan daher, nach der Lektüre eines Ferienbüchleins namens «Päch für d'Schwyz». Merken Sie öppis?*”

Mein Mann, als ehemals regelmässiger und «angefressener» Kinogänger, hat es mit mir – eine echte «Kinomuffelin» (sagt man dem so?) – nicht leicht, weshalb seine Freude besonders gross war, als ich eines Tages den Vorschlag einbrachte, gemeinsam ... ins Kino zu gehen. Beide hatten wir nämlich über einen eher unbekanntem Film aus der Reihe «Le bon film» eine gute und einladende Kritik gelesen (unter dieser Bon-Rubrik sind übrigens keine dieser sündhaft teuren und noch «sündhafter-Geld-einspielenden» Filme erwähnt).

Der Kinotag wurde ausgewählt. Da es ein Vorabendfilm mit Beginn um 18 Uhr war, hatte mein Mann extra früher Feierabend gemacht. Die Kinder wurden mit «Znachtessen», allerlei Vorschriften über «Wer-den-Tisch-aufräumt», «zu-Bett-geh-Zeiten» und sonstigen Verhaltensregeln eingedeckt; einem gemütlichen Kinoabend stand also nichts mehr im Wege. Während der Autofahrt die Frage an Bruno: «Wo genau in Biel ist dieses Kino eigentlich?» Er: «Ich habe mir den Weg von einem Arbeitskollegen

erklären lassen. Ist ganz einfach: Vom Bahnhof die grosse Strasse geradeaus und dann ist es die zweite oder die dritte Seitenstrasse links.» Ich: «Prima, das ist wirklich einfach zu finden.» In-geheim dann die Frage, weshalb es immer ausgerechnet dann viele Autos auf dem Weg in die Stadt hat, wenn Arns unterwegs sind? Richtig, liebe Leserinnen und Leser – Sie ahnen es: die Zeit begann zu drängen. Zum Glück fanden wir «gleitig» einen Parkplatz, das Münz für ein dreistündiges Parkieren wurde «useknüblet», dann ging es zügigen Schrittes (absolut ungeeignet für elegante Damenschuhe) ab in Richtung Kino. Zweite Strasse links: Ein Kino, aber nicht jenes, das wir suchten. Dann musste es die dritte Querstrasse links sein: Baustelle – kein Kino. Kurz vor 18 Uhr ... Da! Ein Kinoplatkat. Vielleicht steht dort die genaue Adresse drauf. Das schon. Aber: Der Film lief nur bis Montag, heute war Dienstag. Aehäm! Ich kann mich nicht mehr genau daran erinnern, was Bruno sagte; ich jedenfalls tröstete ihn, dass der Film sicher woanders auch gezeigt und ich deshalb in nächster Zeit die Kinoprogramme in der Zeitung eingehend studieren würde. Die vorgesehenen Kinobillette wurden an diesem Abend in zwei Pizzas mit Salat «umgetauscht.».

Take 2 (um im Filmjargon zu bleiben): Beim täglichen Kino-Annoncen-Studieren entdeckten wir unseren Film in Ins, was zwar weiter weg als Biel, aber noch innerhalb der Akzeptanz liegt. Am Samstagabend nochmals dasselbe Ritual für die Daheimgebliebenen, aus dem Tele-



wurden uns anstandslos zurückerstattet, auf Pizza hatten wir aber nicht schon wieder Lust, so fuhren wir gemächlich, das heisst, ER etwas «toubé», ich eher belustigt ob soviel «Ugfehl», heimzu. Zum «verlüften» machten wir in Aarberg Halt und spazierten eine Runde durchs Städtchen. In einem Schaufenster lief ein Fernseher – es war gerade «Schutt-WM». An ein Baugerüst gelehnt, genossen wir unseren Kinoersatz.

Sie werden staunen, die Story hat noch einen dritten Teil: Eine Woche später hatte man uns im Kino in Ins die Vorführung unseres Wunschfilms

zugesichert, sodass wir nach dem Motto «Aller guten Dinge

sind drei» nochmals den Weg unter die Räder nahmen. Zur rechten Zeit, ohne Hetze und Herumsucherei fanden wir das Kino auf Anhieb, bekamen gar nach Vorweisen der falschen Zeitungsannonnce der vorderen Woche quasi als Trostpflästerchen eine Eintritts-Reduktion – und genossen einen Film mit weniger bekannten, dafür umso echter wirkenden Schauspielern, ein Film, dessen Inhalt Tragik und Ironie des Lebens verschmelzen liess.

Fehlt jetzt bloss noch die berühmte Moral der Geschichte: Niemals einen Kinofilm aufgeben – allen Widerlichkeiten zum Trotz – sonst verpassen wir/Sie vielleicht die einmalige Chance, eine Satire real erleben zu können, oder?

fonbuch die genaue Adresse des Kinos notiert – aus Fehlern lernt man schliesslich, eine alte Weisheit. Die besagte Strasse in Ins war schnell gefunden, sie war jedoch lang und hatte so manchen «Chrump». Kurz vor Ende des Dorfes Wendemanöver – «zum Gugger», Ins ist doch nicht Biel. Vor einem älteren, an ein Bauernhaus mit Schopf erinnerndes Gebäude standen etliche Leute – da war das Kino. Die Zeit war schon wieder knapp, schnell Karten gekauft und hinein ins kleine, nostalgische Kino. Der Film hatte gerade begonnen ... nach ein paar Minuten schauten wir uns fragend an: Das soll der gepriesene Filmleckerbissen für Anspruchsvolle sein? Mein Mann huschte zur Kasse, winkte mir kurz darauf, hinauszukommen. Genau: Wir sassen, im wahrsten Sinne des Wortes, im falschen Film! Wie denn das? Ganz einfach, die Zeitung hatte sich im Datum geirrt. Die Karten

# Zwei Millionen Kanzleibriefumschlag-mit-Fenster-Umschläge.

Von Martin Baud, Bern

“*Martin Baud – wir beide werden ab und zu miteinander verwechselt, wenn er sich telefonisch mit «Baud» meldet und gemeinsame Bekannte zuerst nur «Bo» verstehen – ist einer der kreativsten und schrägsten Vögel, die ich kenne. Und das bei über zwei Meter Körpergrösse und Händen, gegen die meine Pfoten regelrechte Tatzli sind. Wie auch immer: Wenn es um die Freizeitbeschäftigung von Kindern und Jugendlichen geht: Tinu weiss Bescheid. Wenn also Spannendes und Neues in und um Bern mit Kids abgeht, dann hat Tinu mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit seine Finger mit im Spiel. Neulich traf er sich mit meiner Kollegin, Larisa Kilibarda, Verantwortliche für Sponsoring und Special Events bei der Migros Aare. Nach diesem Treff erhielt Larisa von Tinu die folgende E-Mail.*”

Liebe Larissa!

Ich habe endlich entdeckt, was ich schon lange vermutete: Der, ich betone, der Schwachpunkt, das volkswirtschaftsschädigende Moment der Migros! In der Tat, ich hab's also gefunden!

Da kaufte ich doch gestern als überaus treuer, ja physisch (Budget-Produkte) wie psychisch (der tägliche Schalk in der Eigerplatz-Migros) von eben diesem

Esswarenundsoallesverteiler (ich weigere mich ab jetzt, den Namen zu nennen), also physisch und psychisch abhängiger Nicht-Cumulus-Registrierter Kanzleibriefumschläge mit Fenster. Ich weiss nicht, ob das wichtig ist, das müsstest Du wissen, aber auf jeden Fall nicht die Umschläge ohne, sondern eben mit Fenster. Und heute Morgen wollte ich sie benützen, die Kanzleibriefumschläge mit Fenster. Aber wie bringt mensch diese Kanzleibriefumschläge-mit-Fenster-Klarsichtfolienverpackung denn nun auf? Ich sage Dir, ich, der ich doch mit einigen Lebenserfahrungen und im Besonderen mit solchen die Migros-Produkte betreffend ausgestattet bin (wenn auch bescheiden und beschränkt), ich habe nach diesem kleinen roten Zipfelchen gesucht, wo doch dann so bequem die Hülle geteilt und der Inhalt brauchbar gemacht werden kann. Aber denkste!

Zehn Sekunden erfolglose Suche, dann überfiel mich ein Gefühl der Aggression. Stell Dir vor: Da will ich einen ganz gewöhnlichen Brief couvertieren und es geht nicht! Ich versuchs mit dem Finden einer lockeren Schweissnaht, wo ich die Folie aufreissen könnte (als sensibler Mitmensch begreifst Du sicher meine Abscheu vor solch brutaler Gewaltanwendung), aber entweder habe ich eine Packung gefunden, bei der die Nähte nun wirklich perfekt geschweisst sind – eigentlich erwarte ich von oben erwähntem Unternehmen nur perfekt geschweisste Nähte! – oder meine Finger sind nun was von motorisch unterbelich-



tet: So oder so, ich hatte keine Chance, und weitere zehn Sekunden meines Daseins wurden Opfer einer mir nun doch langsam verhassten Institution.

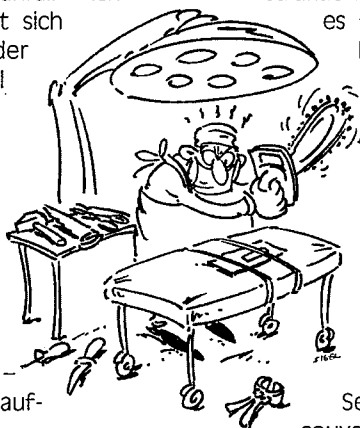
Es mag ja sein, dass der Durchschnittsmensch in der Schweiz auf seinem Schreibtisch eine Schere (M), einen Brieföffner (hoffentlich auch M) oder sonst einen spitzen Gegenstand (coop) liegen hat – ich nicht. Wir haben eine Schere (natürlich M), und die hängt in der Küche, die immer noch erst zu einem Drittel geputzt ist (mein Putzanfall – ich hab's Dir erzählt – hat sich glücklicherweise wieder stabilisiert, so bei null und so). Also musste ich aufstehen, in die Küche trotten, die Schere abhängen und nicht ohne Anstrengung – ich wollte ja die Couverts oder Kanzleibriefumschläge mit Fenster nicht beschädigen – gelang es mir, die Folie aufzuschneiden/-reissen!

Die oben erwähnte Unternehmung, als Genossenschaft zu Brüder- und Schwesternlichkeit verpflichtet, spottet ihrer treuesten Kunden oder dann sicher etwa zwei Millionen Kanzleibriefumschläge-mit-Fenster-KonsumentInnen! Denn wenn diese Unternehmung rund 780'000 Herrenhemden im Jahr verkauft, werden es mal Frauen-T-Shirts schon 2 Millionen Kanzleibriefumschläge mit Fenstern sein, die da ein M-Piepsen bei unzähligen M-Kassen in unzähligen M-MM-MMM- und eben auch MMMM-Läden pro Jahr erzeugen. Wenn ich nun davon ausgehe, dass ein spitzer Gegenstand meist überflüssigerweise – eine Schere etwa reicht doch im Leben! – auf x

Schreibtischen liegt, muss ich für die Suche nach dem roten Zipfelchen, die Versuche mit Gewaltanwendung, das Suchen nach der Schere (ich gehe davon aus, dass die Schreibtischoberfläche bei den meisten MitbürgerInnen wie meine aussieht) und die ganze Aufregung doch 15 Sekunden für ein Öffnen eines Kanzleibriefumschlag-mit-Fenster-Umschlages berechnen! Und das mal zwei Millionen!

Ohne Dich mit mathematischen Konstruktionen belästigen zu wollen – es sind 347 Tage und etwas Rest, also gut ein Jahr, die zum Öffnen dieser zwei Millionen Kanzleibriefumschlag-mit-Fenster-Umschläge gebraucht werden! Wenn das nicht volkswirtschaftsschädigend ist! Ein kleines, vernünftiges rotes Zipfelchen, kurz reissen – kaum zwei Sekunden, und ich kann couvertieren! Aber so nicht! So etwas kann sich die Dir nahe stehende Firma einfach nicht leisten! Und dann die Briefe! Zwei Millionen verärgerte Kanzleibriefumschlag-mit-Fenster-KäuferInnen, etwa 200 erzürnte Reklamationsbriefe à ½ Stunden/Jahr – nein, so etwas von eigentlich bewusster Boshaftigkeit wie dieses M-Produkt gibt es doch einfach nicht! Ich hoffe, diese überaus unerfreuliche KonsumentInnen-Verärgerung und Volkswirtschaft-Strapazierung wird baldmöglichst korrigiert ... Oder habe ich etwas übersehen?

E liebe Gruess,  
Tinu



# Morgens um drei Uhr ...

Von Doris Kaderli, Utzenstorf

“*Bo-Vorbemerkung: Ich freue mich immer wieder von neuem, wenn ich davon lese, dass meine Realsatiren ankommen und anderen, mir meistens unbekanntem Leuten eine Freude bereiten (siehe auch die entsprechende Passage auf der zweiten Umschlagseite). Vielleicht erinnern Sie sich, dass auf unserer Regionalseite im «Brückenbauer» vor den Sommerferien in einer relativ kleinen Notiz zu lesen stand, dass man dieses «Soisches» vorbestellen konnte – an die 1'500 frankierte Couverts kamen in den nächsten paar Tagen daher. Unglaublich! Was mich jedes Mal selber zum Schmunzeln bringt und mir Freude bereitet: Sehr viele Leserinnen und Leser bestellen ein zweites Exemplar für Auslandsschweizer. Man stelle sich vor: Diese Ferienlektüren als Brücke zur Heimat. Super! Eine nicht ganz zufällig ausgewählte Zuschrift einer Leserin möchte ich Ihnen hier nicht vorenthalten, stellvertretend für alle anderen. Und jene, die in dieser Geschichte eine Art Bo-Selbstbewehräucherung vermuten, können getrost umblättern (aber Sie verpassen was...). Nun aber zum handgeschriebenen Brief von Doris Kaderli. ☺☺*

«Bisher bedeutete das Gurtenfestival für mich nicht viel mehr, als die lehmverkrusteten Jeans meines Göttergatten Tinu Kaderli zu waschen (Bo-Anmerkung zum besseren Verständnis: Tinu gehört zur Crew des Gurtenfestivals, ist

also arbeitenderweise auf dem Berner Traumberg), morgens um 03:00 Uhr kalte Füsse zu wärmen, die sich rücksichtslos an meine endlich warm gewordenen Beine pressen, oder aber das absolut motivierende Gefühl, allein gebären zu müssen, weil Ehemann (Gurten) und Frauenarzt (Ferien) ab Mitte Juli nicht mehr zu meiner Verfügung stehen wollen ... Was nützt mir da Tinus Beteuerung, Adi Weiss würde ihm für den besagten Fall der Fälle umgehend den VIP-Helikopter zur Verfügung stellen? Nun, Söhnchen kam dann freundlicher Weise doch noch vor dem Gurtenfestival zur Welt, so dass der stolze Papi und der noch stolzere Götti, Raymond Gärtner (Migros-Gastro-mann und Gastro-Guru während des Festivals auf dem Gurten), einen Grund zum Feiern hatten ...

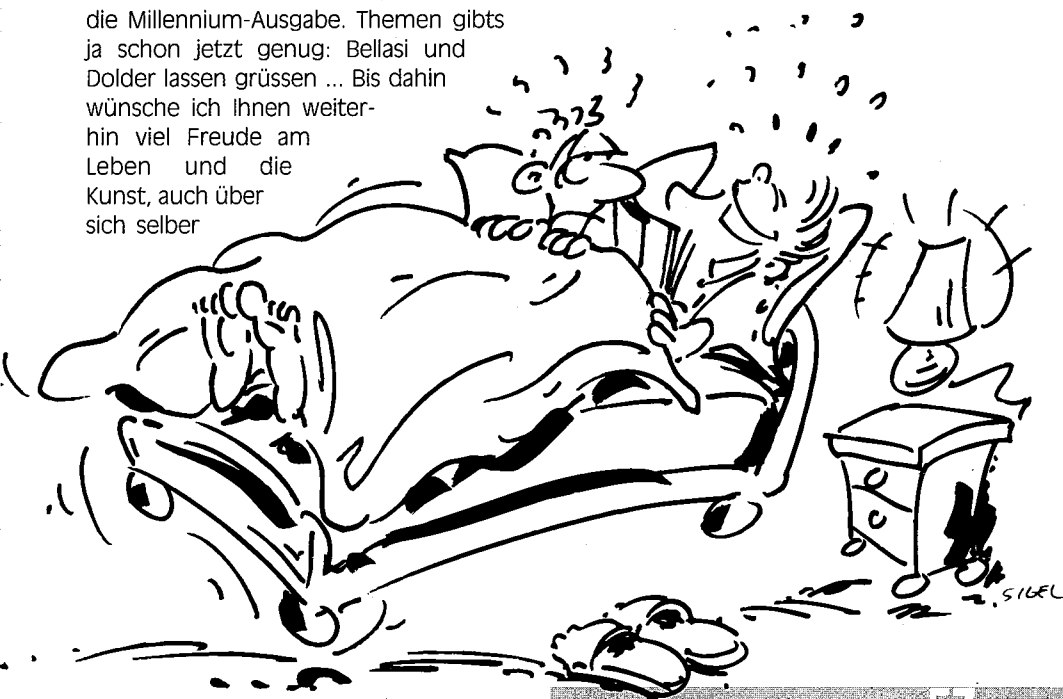
Und nun, im Jahre des Herrn 1999, passiert! Endlich bringt das Gurtenfestival auch mir ein unvergessliches Highlight! Nur ganz beiläufig erwähnt mein Mann nach dem ersten Gurtentag, er habe einen gewissen Bornhauser kennen gelernt. «Wie bitte?!? Du meinst doch nid öppe dr Thomas Bornhuser?», frage ich ihn, plötzlich hellwach (eh ja, morgens um halb drei...). «Wieso? Kennst du das?», ist die typische Gegenfrage. Was für eine Frage! Ich verlege mich aufs «Chüderle» und aufs «Bättle». Ich hätte doch sooo gerne eines der Bo-Werke. Tinu bekommt meine Aufregung nicht mehr so ganz mit. Logisch, wenn er ein Kissen nur schon von weitem sieht, fallen ihm die Augen zu ... Bleibt also nur zu hoffen, dass er meinen Wunsch zu später Stunde in seinem Kurzzeitgedächtnis gespeichert hat ...

Und siehe da: Nur vier Tage später liegt ein dickes Couvert im Briefkasten! Um es kurz zu machen – ich habe die Geschichten mit dem allergrössten Vergnügen gelesen!! Häufig wurde Tinu nachts geweckt, weil das ganze Bett «huddelte» und er schon an ein Erdbeben glaubte (*sorry, Tinu ... Bo*). Aber er sah nur sein holdes Eheweib, welches Tränen lachte über die Geschichten von Pädi und Claudia, über die Erlebnisse eines Computerdubellis (*damit wäre der Autor dieses Büechlis gemeint*), über den Handwerker mit viel Ehrgeiz, aber mit zwei linken Händen (ich selber habe mit Tinu so ein Exemplar geheiratet) und die Erlebnisse in Vercoirin (herrlich!).

Lieber Bo, ganz herzlichen Dank für die lustigen, witzigen, Muskelkater verursachenden Stunden (mein Bauch, mein Bauch!!) Bereits heute freue ich mich auf die Millennium-Ausgabe. Themen gibts ja schon jetzt genug: Bellasi und Dolder lassen grüssen ... Bis dahin wünsche ich Ihnen weiterhin viel Freude am Leben und die Kunst, auch über sich selber

zu lachen! Herzlichst grüsst Sie, Doris Kaderli!»

Wie sagt es Charles Clerc albens abschliessend nach einem Bonmot zum Schluss einer Tagesschau? «Dem, meine Damen und Herren, dem gibt es nichts beizufügen. Schönen Abend.» Und, übrigens, Herr Bellasi und Frau Dolder kommen in diesem Büechli tatsächlich als Randnotizen vor.



# Nüsslisalat gegen Tiefkühl-Gurken

Von alias Mayeli aus der Aargauer Zeitung

„Dann und wann stören sich Leserinnen und Leser meiner Realistiren daran, dass ich zwar regelmässig Behörden und Politiker an ihren Ohren durch den Kakao ziehe, nie aber meine eigene Arbeitgeberin. «Dabei gäbe es auch über die Migros», so ist zu hören, «das eine oder andere Episödchen zu erzählen.» Dem kann ich durchaus beipflichten, schliesslich ist niemand perfekt. Heute möchte ich Ihnen deshalb eine Kurzgeschichte von alias Mayeli aus der Aargauer Zeitung vom vergangenen Frühling zum Besten geben, 1:1. Der allerseits guten Ordnung halber und zu Ihrem besseren Verständnis liefere ich Ihnen in Klammern jeweils Hintergrund-Infos nach. ☹☹

Skiferien sind harte Zeiten – nicht für Pistenfahrzeuglenker, nicht für Wachskünstler, nicht für Schneekarkeeper, nicht für Bügelhalter (nicht zu verwechseln mit Büstenhalter), nicht für Raclette-Abstreicher und noch für viele mehr, die sich an Carvern, Snöbern, Curlern und sämtlichen Après-solchen eine goldene Nase verdienen. Skiferien sind aber zweifellos eine harte Zeit für uns Journalisten. Saure Gurken im Juli und August sind längst passée; echt sauer sind nunmehr die tiefgekühlten Gurken. Gegenwärtig

verursachen sie bei der lokalschreibenden Zunft («lokal» im geografischen und nicht etwa im wirtschaftlichen Sinne) arges Bauchgrimmen.

Das kommt davon, dass fast sämtliche Lokalmatadore – die politischen ebenso wie wie künstlerischen – Bankers, Lehrer, Juristen, Velofahrer, Spitalverwalter und was sonst noch alles gut ist für eine Schlagzeile –, dass sie allesamt oder doch fast alle in den Skiferien weilen. Das Resultat: Bei uns herrscht tote Hose, vom berichterstatterischen Standpunkt aus betrachtet jedenfalls. Waseliwas tut im Falle eines solchen Falles die clevere Journalistin? Sie recherchiert! Recherchen sind das A und O jeder Zeitung. Denn, wie hat schon Georg Kreisler gesagt: Dank der Zeitung findet sie grössere Verbreitung – die Nachricht und, erst recht, die Recherche.



Bleibt bloss die Frage: Was? Nämlich was soll, nein muss, recherchiert werden? Das Was ist das Wesentliche und Wesentliche fordert den Einsatz der Hirnzellen. Also habe ich nachgedacht. Ich habe das Was von meiner linken in die rechte Hirnhälfte gewälzt, habe es bearbeitet und so lange malträtiert, bis – klick, die Lösung da war: Wie geht die Grossverteiler-Filiale damit um, dass in unserer Region Skiferien sind? Genauer: Wie disponiert die Migros in Zurzach beispielsweise ihre Nüsslisalattmengen angesichts der Tatsache, dass ein grosser Teil der Nüsslisalat-Konsumenten in Savognin statt in Hettenschwil sind?

Das Telefon ist für jedwelche Recherche ein Segen. Also greife ich zum Hörer. Die Dame, die das Telefon in der Grossverteiler-Filiale bedient, gibt mir freundlich die Auskunft, dass ich die entsprechende Auskunft einzig in Bern bekommen könne (*die Verteilzentrale der Migros für die Kantone Aargau, Solothurn und Bern befindet sich in Schönbühl*). Ob denn, fragte ich die nette Dame, die Berner die Nüsslisalat-Menge für die Zurzibierter Filiale bestimmen würden? Nein, das schon nicht, aber darüber reden dürfen nur die in Bern. Na ja, denke ich. Hauptsache, meine Recherche hat Erfolg. Die Telefonistin im bernischen «Headquarter» ist wenig freundlich. «Wen soll ich Ihnen da geben?», fragt sie mich barsch. Geben muss sie mir gar niemanden, bloss vermitteln: Einen Nüsslisalat-beauftragten, sozusagen. Tüt, tüt, tüt ... weder «Die kleine Nachtmusik» noch der Gölä vertreiben mir die Zeit, nur tüt, tüt, tüt ... Dann klick, und die Dame von vorhin: «Sie, ich kann niemanden erwischen.» Erwischen? So weit wollte ich gar nicht gehen. Nach kurzer Stille höre ich die Dame «du, wie heisst dä, wo grad do hinge hocket?» fragen und eine andere Stimme «Stämpfli» antworten. Tüt, tüt, «hallo» (die Telefonistin) – «hallo» (ich) –

«uff, dasch nid gange» (die Telefonistin), tüt, tüt, «Stämpfli» (*Marcel Stämpfli arbeitet in unserem Product Management «Früchte & Gemüse»*).

Seriös bringe ich meine Nüsslisalat-Skiferien-Mengen-Recherche an den Mann respektive an den Herrn Stämpfli. «Moment», sagt der dann, «ich verbinde Sie.» Tüt, tüt tüt, «Kröni» (*Daniel Kröni ist Kollege von Kollega Stämpfli*). Auch er lauscht meinem Anliegen und – o Wunder – verrät mir, dass es selbstverständlich bezüglich Ferienzeiten Erfahrungswerte gebe, auf welche man sich bei der Zuteilung von, beispielsweise, Nüsslisalat-Mengen abstütze. Pause. «Isch das öppe für i d Zytig?» Jawoll! Tja, da dürfe er nichts sagen, da sei einzig und allein der Herr Bornhauser (*das wäre dann ich*) zuständig. Er verbinde mich gleich. Tüt, tüt, tüt. «Müller» meldet sich ein zartes Stimmchen (*Müller heisst Andrea, unsere Pressesprecherin, mit Familiennamen. DuMMerweise hat Daniel Kröni aber nicht mit Andrea, sondern irrtümlicherweise mit Susanne von der Finanzabteilung verbunden.*) «Könnte ich bitte den Herrn Bornhauser...?» (*that's me!*) Da sei ich komplett falsch verbunden (*aus den besagten Gründen*). «Moment bitte», sagt das zarte Stimmchen. Tüt, tüt, tüt. «Zentrale ...» Der Herr Bornhauser? «Der ist abwesend!» Ob er in den Skiferien ist oder auf Nüsslisalat-Einkauf ..., das in Erfahrung zu bringen, dafür hat die Recherche-Kapazität nicht mehr ausgereicht.

# Demnächst in einem Theater in Ihrer Nähe ...

Von Beat Sigel, Büren zum Hof

“*Es sind mittlerweile schon fünf, sechs Jahre her, dass ich das letzte Mal im Kino war. Allein schon die Tatsache, unter welchen Umständen man heute in Bern für «Knüller» Tickets reservieren und abholen muss, lässt die Lust in mir schwinden, ein Kino aufzusuchen. Und dennoch handelt die heutige Real-satire von einem Besuch in einem so genannten Lichtspieltheater, wie die Dinger früher genannt wurden. Es geht dieses Mal aber nicht um mich, sondern um jenen lustigen und krea(k)tiven Zeitgenossen, der die Karikaturen zu diesen Kurzgeschichten zeichnet, um Beat Sigel aus Büren zum Hof. Und so schlägt er heute denn zwei Fliegen auf einen Streich: Zum einen wird er seinen Ärger los – zum anderen darf er sich gleich selber zeichnen ...*”

Kollega Sigel bestreitet anscheinend verschiedene Varianten von Herren-abenden: Währenddem es einerseits eine richtig vornehme Art von Vierer-Loge mit Jürg Kühni (Papeterie zu Burgdorf), Benno Stöckli (Informatiker) und mir (...) gibt, trifft er sich andererseits auch regelmässig mit anderen Mannern, um nach dem traditionellen Kinobesuch «uf d'Gass z'ga» – und nun fragen Sie mich bitte bloss nicht, ob Ersteres nur ein Alibi für Zweiteres ist. Oder umgekehrt. Und überhaupt. Anyway – unter diesen Voraussetzungen kann es nicht weiter erstaunen, dass sich Beat beim Erzählen dieser

Story nicht mehr an den genauen Filmtitel\*, wohl aber im Detail an den Rest des Abends erinnern kann.

Kino Rex, an der Berner Schwanengasse. Beat hat mit seinen Kumpanen für die 18:30-Uhr-Vorstellung abgemacht. Zwar wird heute kein 007, kein Dobelousefen, gezeigt – diese Filmserie wird von den Herren üblicherweise bevorzugt –, wohl aber ein anderer Actionstreifen. Zehn Minuten vor Beginn des Films stellt Beat endgültig fest (mit seinem Wagen noch immer 30 Kilometer vom Stadtzentrum entfernt), dass er kaum pünktlich einfahren wird. Also teilt er das seinen Kollegen per Handy mit. Kein Problem: Man einigt sich, dass jemand das Ticket für Beat bezahlt und an der Kasse hinterlegt, damit er verspätet zur Gruppe stossen kann. Spätestens zur Pause, wenn das Licht angeht, wird er ja sehen, wo die Kollegialität hockt.

«Exgüsi, ich heisse Sigel. Ist ein Ticket für mich hier?», heisst es eine halbe Stunde später bei der Kinokasse. «Ja, Ihr Billett ist hier», bescheidet die Dame und zeigt Beat den Eintrittscoupon, «aber ich darf Ihnen das nicht geben.» Beat glaubt an einen Scherz, an einen dummen. «Und weshalb das denn nicht? Schliesslich ist die Karte ja bezahlt.» Die Dame bestätigt die Richtigkeit seiner Angaben. Und dennoch: Weil der Film bereits begonnen hat, gibt es keinen Zutritt mehr. «Wollen Sie nicht Ihr Geld retour?» – «Nein, eigentlich nicht. Ich bin schliesslich mit meinen Kollegen zum Film verabredet, deshalb möchte ich mir den Streifen wirklich ansehen. Wann ist denn Pause?»



– «In ungefähr einer halben Stunde.» Und so macht sich Beat auf den Weg zu einem Spaziergang in Richtung Perry Bar. 45 Minuten später steht unser Grafiker und Cartoonist wieder vor der Kinokasse. Minuten später ist Pause, seine Kollegen kommen ins Foyer. «He! Seit wann bist du so schüch, weshalb bist du nicht hereingekommen? Übrigens: Geiler Streifen.» Beat erklärt sich. Umso grösser ist dann das allgemeine Erstaunen, wie sich herausstellt, dass insgesamt nur etwa zwölf Leute im Saal hocken. Beat will sich jetzt endlich das Ticket schnappen. Aber auch jetzt zeigt sich die Dame unerbittlich: «Tut mir leid, es ist verboten, Leute in der Pause reinzulassen. Sie müssen sich die nächste Vorstellung um 20:30 Uhr anschauen.» Die Herrenrunde glaubt sich nicht bloss im falschen Film, sondern im falschen Kino. Einer erkundigt sich nach versteckten Kameras: «Das ist doch ein Witz! Kurt Felix, kommen Sie heraus, ergeben Sie sich, mit erhobenen Händen, und zwar sofort!» Nichts zu machen, Beat bleibt draussen, der Rest geht in die zweite Halbzeit. Der Dame tut

es ausdrücklich Leid. Liebe Leserinnen, liebe Leser, wäre mir das passiert, ich weiss nicht, ob es den Kino Rex heute noch geben würde; Beat aber ist sowas von anständig, dass er sich bis zum Schluss der Vorstellung wieder in die Perry Bar verzieht. (Beat, was isch eigentlich Bsundrigs a dere Perry Bar?)

Als er seine Kollegen nach Filmschluss wieder trifft, da erbarmt sich die Dame an der Kasse unseres Karikaturisten: «Wissen Sie, ich habe meine Vorschriften, aber wenn ich es mir richtig überlege, so sind die wirklich doof. Wissen Sie was? Ich schenke Ihnen vier Freikarten, damit Sie Ihre Herrenrunde ein nächstes Mal komplett abhalten können.»

\*Beat ist es während des Erzählens doch noch in den Sinn gekommen, was das für ein Streifen war. Zorro. Sie wissen ja: Der Rächer aller Ausgestossenen und Abgewiesenen ...

17. 6. 17

Liebe Familie Barnhausen,  
heute ist mein 83. Geburtstag.  
Da finde ich im "Brückenbauer"  
meinen besonderen Wunsch  
erfüllt, nämlich zu Ihren  
Realsatiren zu kommen, die  
ich leider letztes Jahr trotz  
vielen Nachfragen beim Personal  
im Bälz auch nur zum Lesen  
nicht finden konnte. Nun freue ich  
mich auf die nächste Ausgabe.  
Darf ich Ihnen als kleinen Dank  
ein paar Glücksbriefchen für Ihre  
Kleine Tochter aus meiner  
Faltwerkstatt beilegen?

Mit nochmals vielem Dank  
und guten Wünschen  
für Ihre ganze Familie,

Margrit Hugz




LIEBE FRAU HUGI

20. Juni 2000

ICH DANKE IHNEN  -LICH FÜR

DIE BRIEFCHEN. SIE KÖNNEN

WIRKLICH WUNDER SCHÖN

FALTEN. NOCH MAL'S  -LICHEN

DANK. ICH WÜNSCH IHNEN

ALLES GUTE WETERHIN.

LIEBE

GRÜSSE

Claudia



# Inhaltsverzeichnis

Die Berner Justiz als eine Art Spielcasino ...	2
«Herr Andres, die Küche lässt fragen, ob Sie nicht ...»	5
Sie brauchen nicht zufälligerweise 10'000 Einräppler?	8
«Dä gseht us wie de Thomas won är no jünger gsi isch ...»	10
«Ich habe genau das, wonach Sie suchen ...»	13
Weshalb ich Hans-Peter zu Tode schlagen musste ...	16
«Welcome back to Switzerland, folks!»	18
Wie man mit grossem Erfolg aktiv Umsatz verhindert ...	20
Was kümmert uns das Ketschup oder das Känguru?	22
Als Getränk empfehle ich einen Schraubenzieher ...	24
«Schuss! Schuss! Schuss! Schuss! Schuss! Schuss!»	26
«Thomas, mann könnte das auch einfacher machen ...»	28
«Darf ich auch bei Vaucher oder Juwelier Kurz einkaufen?»	30
City Noiz. Oder weshalb ich wieder nicht Millionär werde	32
Nur soviel als unbedingt nötig? Oder soviel als möglich?	34
Ab 300'000 Franken gilt man in Gstaad als willkommen	36
Weshalb ich in einem früheren Leben ein Tiger war ...	38
Ernst Aemisegger in den Nationalrat!	40
Was der Stapi und ein Mödeli Anke Gemeinsames haben	42
Wenn das rote Kreuz bewusst Unwahrheiten verbreitet	44
56 – die oberste Stufe einer zu kurzen Treppe (Hans Häusler, Wohlen)	46
Blabla. Und das ... mehrsprachig (Matthias Mast, Ittigen)	47
Unheimlich heimelige Politik (Ursula Reinhard, Bern)	48
Ferien auf Balkonia! (Peter Aeberhard, Bätterkinden)	50
Wenn man real im falschen Film sitzt ... (Sabine Arn-Neumann, Seedorf)	52
Zwei Millionen Kanzleibriefumschlag-mit-Fenster-Umschläge (Martin Baud, Bern)	54
Morgens um drei Uhr ... (Doris Kaderli, Utzenstorf)	56
Nüsslisalat gegen Tiefkühl-Gurken ... (Mayeli aus der Aargauer Zeitung)	58
Demnächst in einem Theater in Ihrer Nähe ... (Beat Sigel, Büren zum Hof)	60
«Liebe Familie Bornhauser»	62
«Liebe Frau Hugli»	63

In dieser Serie bereits erschienen:

«Churz vor em Ablösche», 1992

«Churz nach em Ablösche», 1993

«Sygseso», 1994

«Mynetwäge», 1995

«Henusode», 1996

«So ischs Läbe, äbe», 1997 (zusammen mit Ursula Reinhard, Bern)

«Süs ch no Frage?», 1998

«Päch für d'Schwyz» 1999

Copyright© bei den Autorinnen und Autoren. Alle bisherigen Ausgaben – mit Ausnahme von «Päch für d'Schwyz» – sind vergriffen.

Aprozpos (neue Schreibweise, wenn in Zusammenhang mit Mineralwasser stehend):  
Cool down – allfällige Schreib-, Tipp- und Borthografiefehler sind ... beabsichtigt.

essenzen

essenzen

das rechte buch ist bestens geeignet als literatur.